

Reisetagebuch

La Paz - Patagonien

Oktober 2002 – Februar 2003



Tanja Krapf & Tim Reineke

Reisevorbereitungen	3
Endlich unterwegs!	3
La Paz	3
La Paz - Coroico („Downhill Madness“)	4
Titicacasee und Sorata	6
La Paz-Uyuni	7
Uyuni-San Pedro de Atacama	9
San Pedro de Atacama und Valle de la Luna	12
Calama und Chuquicamata	12
Antofagasta bis La Serena	13
La Serena, Valle del Elqui und Sternwarten	16
La Serena - Los Andes	17
Santiago de Chile	20
Santiago-Rancagua	21
Die Seenregion (Temuco bis Villarica)	22
Villarica	24
Vulkan Villarica	25
Von Villarica nach San Martin de los Andes (ARG)	26
San Martin de los Andes und die Sieben Seen	27
San Carlos de Bariloche und Llao Llao	28
Cruce de los lagos (Lago Nahuel Huapi-Lago Frias-Lago Todos Los Santos).....	29
Ensenada – Puerto Montt	30
Isla Chiloé	30
Carretera Austral bis Coyhaique	32
Highlights in Patagonia Argentina (Gletscher Perito Moreno und Cerro Fitz Roy)	37
Paso Aqua Negra	38
Chill out: Mendoza, Uruguay, Buenos Aires	42
Sonstige Kuriositäten:	43
Unsere Tour in Zahlen.....	44
Bolivien in Zahlen	44

Die folgenden Seiten handeln von unserer Fahrradtour 2002/2003 in Südamerika, auf der wir von La Paz beginnend immer Richtung Süden fuhren, zunächst durch Bolivien, dann viele Kilometer durch ganz Chile. Wo im chilenischen Patagonien die Straße endet, führten wir unsere Reise in Argentinien fort. Unser südlichster Punkt war der Gletscher Perito Moreno. Als abschließendes Highlight oder auch als „unser Meisterstück“, befuhren wir den Paso Agua Negra, der mit 4.779 m der höchste und einer der schönsten Hochandenpässe zwischen Argentinien und Chile ist.

Reisevorbereitungen

Die Wochen vor unserem Abflug nach Südamerika waren geprägt von langen Einkaufssamstagen, an denen wir unsere Ausrüstung zusammenstellten. Lange suchten und verglichen wir Produkte, bis wir uns endlich für einen Gegenstand entschieden. Unsere Ausrüstung wurde zusehends umfangreicher und das Zimmer, das wir zum „Packzimmer“ umfunktioniert hatten, immer voller. Unsere Vorfreude auf die Reise stieg ins Unermessliche, als wir unser neuerstandenes windstabiles Zelt, die bis -20Grad mollig-warmen Schlafsäcke und den Multikraftstoff-Kocher in den Alpen in einer Campingnacht testeten.

Endlich stand der Abflug vor der Tür. Wir verbrachten einen ganzen Nachmittag damit, die Fahrräder in große Fahrradkartons zu verpacken, wobei wir 120m Klebeband, 5m Blisterfolie und eine ganze Menge Schweiß investierten. Unsere losen Fahrradtaschen verstauten wir in zwei Packsäcken. Wir brachten unser gesamtes Gepäck schon am Vorabend zum Flughafen, um sicherzugehen, dass die Fahrräder ohne Probleme eingecheckt werden konnten. Als wir am Flughafen ankamen, mussten wir unsere geniale Verpackung leider wieder an zwei Stellen öffnen, da wir nicht daran gedacht hatten, die Luft aus den Reifen zu lassen. Letztendlich wurden wir unsere 77kg Gepäck ohne Schwierigkeiten los.

Endlich unterwegs!

Am 19. Oktober 2002 stiegen wir morgens um 7.30h in den Swiss-Flieger München-Zürich. Erst als wir in Zürich in die Maschine nach Miami stiegen, dämmerte es uns allmählich, dass unser Traum vom Fahrradabenteuer Südamerika tatsächlich wahr werden sollte. Nach einem mehrstündigen Aufenthalt in Miami ging es endlich weiter nach La Paz, wo wir um 6.15 Uhr morgens landeten. La Paz begrüßte uns mit einem hellen, trockenen Tag. Wir waren sehr froh, als wir unsere Räder durch die Gepäckluke auftauchen sahen, wo sie sich zunächst kurz verkanteten. Die Kartons hatten etwas gelitten, die Räder kamen jedoch fast makellos an. Der einzige sichtbare Schaden war ein verbogener Schnellspanner, den wir jedoch problemlos ersetzen konnten.

La Paz

La Paz ist nicht wie andere Hauptstädte. La Paz ist zum Beispiel die höchstgelegenste Hauptstadt der Welt mit dem am höchsten gelegenen kommerziellen Flughafen der Welt auf 4.200 Höhenmetern. Man ist es gewöhnt, dass die Villen der Wohlhabenderen die Stadt überblicken. In La Paz jedoch lebt derjenige, der es sich leisten kann, am unteren Ende der Stadt am Fuß des Kessels, in dem La Paz liegt, der immer noch 3.600m über dem Meeresspiegel liegt. Die Häuser/Hütten der vielen Armen von La Paz bevölkern die steilen Wände des Kessels und scheinen jederzeit abrutschen zu können. Blickt man nachts vom Stadtzentrum im unteren Teil des Kessels um sich, findet man sich inmitten eines nach oben nicht enden wollenden Lichtermeeres.

Wer La Paz besucht, fällt abends müde ins Bett. Zum einen liegt das an den steilen Straßenzügen, die einen schon ohne die Höhenlage außer Puste bringen würden. Zum anderen wird man von Sinneseindrücken überflutet. Hinter der Kirche San Francisco liegt z.B. der Hexenmarkt, auf dem man alles kaufen kann, was im europäischen und amerikanischen

Aberglauben einen Platz hat. Ein gefragtes Gut sind Lamaföten, die – nach bolivianischem Glauben – unter dem Fundament eines Hauses vergraben, Fruchtbarkeit und Wohlstand garantieren. Der gesamte Bereich zwischen San Francisco Kirche und Friedhof ist ein einziger, stark frequentierter Markt, auf dem man alles zu bekommen scheint. Überall herrscht starker Verkehr, aus jeder Straße und Gasse tauchen immer wieder Autos und Minibusse auf, zum Teil mit sehr zweifelhaften Bremsen. In jedem Minibus sitzen nicht nur unheimlich viele Leute, sondern auch immer ein Busfahrer-Gehilfe, der permanent durch lautes Schreien die Fahrtroute des Busses bekannt gibt, um so für Mitfahrer zu werben. Schwarz verummte Schuhputzer streichen durch die Straßen und bieten jedem ihre Dienste an. Unserer Meinung nach soll die Gesichtsvermummung dazu führen, dass potentielle Kunden weniger leicht „Nein“ sagen. Mit unseren "unputzbaren" Fahrrad- und Turnschuhen waren wir jedoch jederzeit fein raus.



Foto 1: Konfetti auf einem Markt in La Paz

Ein Ereignis war für uns auch der Besuch beim „Instituto Geographico Militar“, in dem wir detaillierte Karten besorgten. Nach längerer Suche fanden wir den Eingang in den Militärbezirk mitten in der Stadt. Wir gaben unsere Pässe ab und durften mit einem „IGM“ Schild am Kragen und einem Bogen, auf dem unser Motiv des Besuches „Compra de mapas“ verzeichnet war, dorthin laufen. Vor dem IGM Gebäude empfingen uns mehrere schwerbewaffnete Soldaten. Wir gaben wieder an, dass wir Karten kaufen wollten und wurden von einem Soldaten in eine Dienststube eskortiert. Zwei Bürokraten, die durch unseren Besuch offensichtlich aus ihrer Mittagsruhe aufgeschreckt wurden, bedienten uns mit Karten. In ihrer Dienststube hatten sie ein altmodisches Radio unter einem noch altmodischeren Spitzendeckchen versteckt. Wichtig war den zwei Bürokraten die Rechnung, die sie uns für die vier ausgesuchten Karten ausstellten, und die wir tatsächlich auf dem Weg nach draußen auch wieder vorzeigen mussten. Wie sich später herausstellte, waren die Karten zwar detailliert, aber leider schon knapp 20 Jahre alt, so dass sie nur begrenzt nützlich waren.

Weitere Highlights: Besuch der Ruinen in Tiwanaku und des Coca-Museums in der Stadt.

La Paz - Coroico („Downhill Madness“)

Uns gefiel La Paz, aber da wir heiß darauf waren, endlich auf die Räder zu steigen, buchten wir gleich für unseren dritten Reisetag eine Tour für die angeblich gefährlichste Straße der Welt. Die Straße verbindet La Paz über die mächtige Cordillera Real hinweg mit den Yungas, die flachen und feuchten Anbaugelände Boliviens am Fuß der Anden. Die Straße ist nicht außergewöhnlich gefährlich an sich, obwohl sie schmal ist und oft im Nebel liegt und sich an den Anden herunterwindet. Gefährlich wird sie dadurch, dass sie in beide Richtungen befahren wird. Die Regel lautet: der Beladene, von unten Kommende hat Vorrang. Oftmals ist

sehr wenig Platz zum Ausweichen. Vier Wochen vor unserer Abfahrt erst ist ein Bus mit 40 Insassen beim Ausweichmanöver abgestürzt. Bei den steilen Abhängen neben der Straße ist die Chance auf ein Überleben sehr gering. Pro Jahr sterben ungefähr 100 Menschen auf dieser Straße. Diese Stellen sind mit Kreuzen und zum Teil auch Blumen gekennzeichnet, was sehr oft für eine schaurige Atmosphäre sorgt.

Die Tour mit dem Fahrrad war unserer Meinung nach jedoch weitaus ungefährlicher. Auf der Passhöhe (4.750m) setzte uns der Minibus ab und wir begannen die lange Abfahrt. Auf den ersten 20km fragten wir uns, warum diese fabelhafte Asphaltstraße so verschrien sein sollte, da sie sehr gut ausgebaut war. Es war beeindruckend zu sehen, wie sich die Wolken den Berg hinauf schoben. Zum Teil gab es neben der Straße nichts als Weiß. Nach diesem Abschnitt, der durch Nebelschwaden führte, hielt uns unser Tourguide an und sagte: „Ab hier ändern sich die Spielregeln“. Ab diesem Punkt fuhren wir – sehr defensiv – auf der linken Straßenseite. Die Straße wurde augenblicklich schlechter: schmaler und schlammig. Aus den kalten Nebelschwaden hörten wir das Hupen eines LKWs und sofort schoss er neben uns aus dem Nebel. Gleichzeitig fuhren zwei Autos bergab und mussten schnell reagieren. Wir atmeten tief durch: Diese Abfahrt würde also tatsächlich für Adrenalin sorgen.

Wir waren froh, auf unseren eigenen Rädern zu sitzen, die mit guten Hydraulikbremsen ausgestattet sind. Durch die Wolken konnte man an einigen Stellen nur ahnen, wie tief der Hang links der Straße abfällt. Je weiter wir nach unten kamen, um so wärmer und trockener wurde es auch. In dem Maß, wie sich die Witterungsverhältnisse änderten, wechselte auch die Vegetation. Von der sehr spärlichen Vegetation der „puna“ im obersten Abschnitt über erste Sträucher und Bäume zu subtropischen Wäldern am Fuß der Anden beobachteten wir die Veränderungen.



Fotos 2 & 3: Blick auf die Straße La Paz Coroico & Ausblick vom Hostal „Cafetal“

Unser Tourguide Victor hielt in regelmäßigen Abständen an, um die Gruppe wieder zu sammeln. Unter den Fahrradfahrern, die diese Abfahrt wagten, gibt es bis heute einen Todesfall. Über den Grund, wie die Israelitin umgekommen sei, gibt es verschiedene Gerüchte. Die Agentur behauptet, sie habe unter Drogen gestanden oder wollte sich das Leben nehmen. Die Konkurrenz behauptet, die Agentur verwände sehr schlecht gewartete Fahrräder.

Wir kamen heil und berauscht von dieser „Downhill Madness“ auf 1.500 Höhenmetern an. Die Fahrräder sahen aus, als wären wir einmal durchs Patanal Brasiliens gefahren. Wir auch: getrocknete Schlammgespritzer im Gesicht und komplett mit Staub gepudert. Wir blieben eine Nacht in Coroico, um die Subtropen ein bisschen zu genießen. Im Hostal „Cafetal“, in dem wir uns einquartierten, gab es einen Swimmingpool, der einen herrlichen Blick auf die mächtige Cordillera Real der Anden bot. Stellenweise konnte man auch die Straße sehen, über die wir heruntergefahren waren. Das Hostal war ein paradiesisches Fleckchen, angelegt auf einem Hang inmitten subtropischer Palmen und Bananenstauden, mit Liegestühlen und Hängematten. Erst am nächsten Tag luden wir die Räder auf den Minibus der Agentur auf

und fuhren ohne Zwischenfälle wieder nach La Paz zurück. Da der Tag trocken war, sahen wir vor allem im oberen Abschnitt der Strecke, wie steil der Hang teilweise neben der Straße abfiel, was uns am Vortag auf den Rädern oftmals verborgen geblieben war.

Titicacasee und Sorata

Wir umgingen die Fahrt aus dem La Paz-Kessel über die stark befahrene Autobahn nach und durch El Alto, der Stadt der noch Ärmeren am oberen Ende des Kessels, indem wir uns mitsamt der Fahrräder nach Patamanta, ein paar Kilometer außerhalb von El Alto bringen ließen. Der Taxifahrer half uns noch, die Räder und Taschen auszuladen und fuhr nach einem Plausch ab. Es schien fast, als zögere er, uns unserem Schicksal zu überlassen. Da standen wir nun, auf der bolivianischen Hochebene auf mehr als 4.000 Meter über dem Meeresspiegel. Neben uns ein paar Schweine und Lehmhütten und die Straße zum Titicaca-See. Wir luden auf, cremten uns Sonnencreme mit Faktor 30 ins Gesicht und fuhren los. Die ersten Kilometer liefen wie geschmiert – wir ließen es langsam angehen, und da die Straße eben verlief, merkten wir zunächst die große Höhe nicht. Bei der ersten kleinen Steigung jedoch holte uns die Realität ein: Auf über 4.000 m ist Fahrradfahren anstrengend! Die auf der Karte eingezeichneten Orte erwiesen sich nach und nach als Enttäuschung. Ein Gewitter zog an uns vorbei, der Regen erwischte uns aber doch. Als wir uns bei einem Häuschen unterstellten, bat uns eine Indiofrau, die dort wohnte, leise und zögerlich nicht zu verweilen. Als ich sie bat, ob wir uns ein paar Minuten ausruhen und unterstellen dürften, zog sie sich mit einem Nicken scheu zurück. In Huarina gab es einen „Comedor“: eine Handvoll Indiofrauen mit kleinen, zusammengezimmerten Ständen, die ihre Forellen aus dem Titicaca-See anboten. Der Fisch wurde mit Chuños garniert, dehydrierten Kartoffeln. Das Essen war alles andere als appetitlich!

Vor Tiquina, wo man den Titicacasee an einem schmalen Arm überquert, kämpften wir uns auf eine Anhöhe hinauf, die uns einen spektakulären Blick über den See bot. Wir waren froh, als wir Tiquina erreichten. Tim hatte mit ersten Anzeichen einer Grippe zu kämpfen. Als wir mit einem Bus auf die Fährijolle fuhren, zögerten wir daher nicht lange und baten den Busfahrer, uns nach Copacabana mitzunehmen. Nach einer schwungvollen Busfahrt kamen wir in Copacabana an, wo Tim dann richtig krank wurde und den nächsten Tag im Bett verbrachte. Nach zwei Tagen war die Grippe vorbei und wir fuhren mit dem Boot auf die Isla del Sol, der – so der Glauben der Inkas - Geburtsstätte der Sonne und des ersten Inkas Manco Kapac.



Foto 4: Isla del sol, Titicaca-See

Am darauffolgenden Tag verließen wir Copacabana und machten uns auf den Weg nach Sorata, dem Trekkingparadies Boliviens. Als wir in Achacachi eine Mittagspause einlegten, überraschte uns ein Regenschauer. Hinter diesem lebhaften Ort endete die asphaltierte Straße und es begann eine langgezogene Steigung. An einem Punkt stieg ich vom Rad, weil

ich von rechts und von links jeweils von mehreren Hunden wütend angebellt wurde. Als ich mein Kryptonite-Bügelchloß drohend hin- und herschwang, wichen sie zum Glück zurück. Wir arbeiteten uns weiter voran über die zum Teil sehr schlechte Straße. Kurz vor dem höchsten Punkt erwischte uns ein Hagel-/Regenschauer, so dass wir zum ersten Mal unsere komplette Regenmontur auspackten. Die einzige Schwachstelle waren unsere Handschuhe, die nicht regendicht waren. Da es ziemlich kalt war, froren wir mit den nassen Handschuhen an den Händen schnell. Zum ersten und einzigen Mal auf dieser Tour fragte ich mich, ob diese Tour nicht doch eine Nummer zu hart war und ob das jetzt vier Monate lang so gehen sollte! Die Strapazen waren jedoch schnell vergessen, als wir den höchsten Punkt erreicht hatten und der Regen aufhörte. Wir blickten über ein wunderschönes Tal herab und freuten uns auf eine lange Abfahrt nach Sorata. Abends kamen wir erschöpft aber zufrieden dort an. Sorata ist ein lebhafter kleiner Ort in den Yungas, in dem einige Gringos unterwegs waren, obwohl es außerhalb der Trekking-Hochsaison war. Sorata bietet sich vor allem als Ausgangspunkt für den „Camino del Oro“ Trek über die Cordillera Real bis in die Yungas auf der anderen Seite der Anden an. Für viele Treks wird jedoch ein Bergführer empfohlen, da Räuberbanden darauf aus sind, Gringos auszurauben.

La Paz-Uyuni

Nach unseren Ausflügen um La Paz herum hatten wir das Gefühl, wir hätten uns gut an die Höhe akklimatisiert und machten uns daher auf den Weg nach Süden in Richtung Uyuni. Wir fuhren mit dem Bus nach Oruro, da die Strecke zwischen La Paz und Oruro landschaftlich uninteressant und recht stark befahren war. Von außen wirkt Oruro sehr unattraktiv – außer staubigen und verfallenen Wellblechhütten war bei der Einfahrt nicht zu sehen. Der Stadtkern überraschte uns aber durch seine bunten und zum Teil alten und guterhaltenen Häuser. Zudem schien die Stadt viel wohlhabender zu sein als La Paz und sehr viele junge Menschen waren auf den Straßen zu sehen. Es war der Vorabend vor dem hohen bolivianischen Feiertag „Todos los Santos“ – Allerheiligen. Ein großer Markt war voll von Lebensmitteln und Gegenständen für diesen Feiertag: überall wurden süße Teigschleifen und Schmuckkränze aus Plastik zum Verkauf angeboten. Dieser Feiertag wurde uns am nächsten Tag zum Verhängnis: Wir luden die Räder wieder auf einen Bus für die weiterhin wenig angenehme und kurze Strecke bis Challapata. Der Busfahrer witterte große Geschäfte, da an Allerheiligen ganz Bolivien unterwegs zu sein scheint, um Gräber zu besuchen, und lud den Bus so voll, dass selbst die Bolivianer, die diesbezüglich zweifellos viel mehr gewohnt sind als wir, aufschrieten und dem Busfahrer androhten, sich bei seiner Gesellschaft über ihn zu beschweren. Unsere Räder verwendete er auf dem Dach als seitliche Wände für den Haufen Gepäck, den er zwischendrin auftürmte. So kamen wir in Challapata zwar an, aber mein Hinterrad war so verbogen, dass es sich noch nicht mal mehr drehen ließ. Challapata war ein trostloser Ort – Staub und Sand überall, weiter Straßen, kaum Häuser. Alle Türen, Läden und Fenster waren geschlossen und wir kamen nicht weiter, ausgerechnet genau an dem Tag, an dem wir endlich „richtig“ loslegen wollten! Ich machte mich auf die Suche nach einem „Biciletero“, den es angeblich gab, der aber nicht aufzufinden war. Wir saßen also fest. Wie sich herausstellte, saßen wir aber genau richtig, denn nach einiger Zeit, in der wir nicht recht wussten, wie wir das Rad wohl am besten reparieren könnten, kam die Tochter des Hauses, vor dem wir saßen und bot uns an, bei ihnen zu übernachten. Bei dieser Familie waren wir sehr gut aufgehoben, da sie uns am nächsten Tag zum Biciletero „Don Victor“ brachte. Sie hielten uns auch davon ab, sofort wieder nach Oruro oder La Paz zurückzufahren. So blieb uns nichts anderes übrig als den Nachmittag in Challapata zu verbringen. Am Friedhof war die Allerheiligenfeier in vollem Gang: Musiker spielten und es wurde eine Menge Bier getrunken. Außerhalb des Friedhofes in Challapata hatten Familien eine ganze Menge Schreine oder Gedenktische für kürzlich verstorbene Familienangehörige aufgebaut. Wir zwei Gringos fielen stark in dieser Menge dunkelhäutiger Indionachfahren auf, aber wurden immer wieder dazu aufgefordert, Chicha (ein alkoholisches Getränk aus Getreide) mit ihnen zu trinken.

Am nächsten Morgen schaffte Don Victor das Unmögliche und reparierte die Felge. Seine Werkstatt war ein Schraubstock auf der staubigen Straße vor seiner Hütte. Wir mussten ihn erst davon abhalten, die Magura-Bremsen mit Gewalt weiter zu stellen, damit eine neue, bolivianische Stahlfelge eingepasst werde. Dann nahm er jedoch mein Hinterrad auseinander und entspeichte es komplett. Er fluchte über das harte und für seinen Geschmack zu stabile deutsche Aluminium. Dann legte er die Felge auf den Boden und hämmerte solange mit einem schweren Hammer auf ihr herum, bis er damit zufrieden war. Schließlich speichte er mit unendlicher Geduld das Rad wieder ein. Für seine 3h Arbeit verlangte er 25 Bolivianos (€3,20). Am frühen Nachmittag verließen wir Challapata überglücklich. Ein leichter Achter war noch zu spüren, aber da wir sowieso auf schlechten Schotterstraßen fuhren, fiel er nicht auf. Hinter Challapata gab es kaum noch Verkehr. Angesichts des Straßenzustandes war es unvorstellbar, wie diese Piste noch schlechter werden sollte, aber immer wieder wurden wir eines Besseren belehrt und sie wurde tatsächlich noch miserabler hinter jedem Ort. Touristen wird in La Paz immer angeraten, die Strecke Oruro – Uyuni im Zug zurückzulegen. Busse fahren selten.

Die unbarmherzige Hochebene begeisterte uns mit ihren satten Farben in allen Grün-, Grau- und Brauntönen. Mehr als 45km schafften wir an diesem Tag nicht, da die Straße eine Herausforderung war. Gegen Abend machten wir uns „unsichtbar“ – wir verließen die Straße, ohne dass uns jemand sah (vielen Menschen oder Autos waren wir ohnehin nicht begegnet) und schlugen unser Zelt abseits möglicher Lichtkegel von vorbeifahrenden Fahrzeugen in der geringen, steppenartigen Vegetation auf. Unsere erste Campingnacht in Bolivien! Wir schliefen gut und ruhig und hörten lediglich den einen oder anderen LKW in der Ferne vorbeifahren. Am nächsten Morgen war das Wasser in den Fahrradflaschen gefroren, aber als wir aus den Schlafsäcken krochen, war es schon angenehm warm.



Foto 5 & 6: Sevaruyo

Nach 15 harten Kilometern auf der Wellblechpiste erreichten wir Sevaruyo, eine unsäglich triste Stadt. Der Wind piff über den zu groß dimensionierten Dorfplatz, der auch gleichzeitig Bahnhof war. In dem einzigen Almacen des Dorfes erstanden wir Wasser, Bananen und Brot. Außerdem kochte die Indiofrau ein frühes Mittagessen für uns aus Zwiebeln, Reis und Ei. Wir erhielten die Information, dass die Straße weiter in Richtung Uyuni keine Straße mehr sei, sondern nur noch eine Spur. Und richtig! Wir schafften es kaum, über die Sandpiste den Ort zu verlassen und entschieden uns daher, dem Trampelpfad auf dem Eisenbahndamm direkt neben den Gleisen zu folgen, den wohl schon andere Fahrradfahrer benutzt hatten. Es war Montag und wir hatten gehört, der Zug fahre erst am Freitag, so fühlten wir uns sicher. Wir arbeiteten uns 10km auf den Gleisen voran, bis auch diese durch sehr groben Schotter und Steine unwegsam wurden. Glücklicherweise konnten wir auf die Straße zurück, die die Gleise kurz daraufhin kreuzte. Auf den fehlenden 30km nach Rio Mulatos fuhren wir immer wieder durch tiefe Sandkuhlen, kamen aber gut voran. Wir kreuzten eine Lama-Herde und fuhren durch einen schmalen Fluss. Das einzige Auto, das wir an diesem Tag sahen, überholte uns kurz vor Rio Mulatos. Zufrieden und erschöpft kamen wir dort an und nahmen uns ein

Zimmer in der einzigen Herberge im Ort. Die Waschgelegenheit war ein Waschbecken im Innenhof und die Toilette war die Dorftoilette gegenüber der Herberge.



Foto 7 & 8: Auf dem Weg nach Rio Mulatos & Dörrfleisch auf der Leine

Wir hörten, dass noch am gleichen Abend ein Zug durch Rio Mulatos nach Uyuni fahren würde. Angesichts der schlechten Straße, die nochmals schlechter werden sollte und der fehlenden Gelegenheiten, Trinkwasser zu bekommen, beschlossen wir im Bahnhof nachzufragen, ob der Zug anhalten würde. Im tristen Bahnhofsgebäude weckten wir den Diensthabenden. Er bat uns, gegen 19.00 wiederzukommen, da er dann den Zug anfunken könne, um zu erfragen, ob es freie Plätze gäbe. Denn nur in diesem Fall würde der Zug halten. Hoffnungsvoll stiefelten wir zur genannten Zeit wieder zum Bahnhofsgebäude und weckten den armen Kerl erneut. Er machte sich daraufhin sofort eifrig daran, den Zug anzufunken. Nach unzähligen, hilflosen Versuchen erhielt er endlich Antwort. Immer wieder hörten wir „Tin Tin“ in der Kommunikation - wahrscheinlich das Kommando „Over and out“ oder Ähnliches. Letztendlich hörten wir das Resultat: Der Zug würde für uns anhalten! Wir beeilten uns, unsere Räder und Gepäck zu holen, um auf den Zug aufzuspringen. Schon zwanzig Minuten vor der fahrplanmäßigen Einfahrt des Zuges war geschäftiges Treiben auf dem Bahnhof. Inzwischen waren vier Diensthabende aufgetaucht, unter ihnen ein Signalgeber. Alle Akteure fragten uns – fast ungläubig – „Ah, van a viajar!?“ (Sie werden mitfahren!?). Der Bedienstete, der für uns gefunkt hatte, hatte eine Menge Papiere vorbereitet, die er dem Zug übergeben wollte. Er stand mit seinem Bündel Formulare in der Hand nach oben gereckt im Bahnhof, als der Zug einfuhr. Der vom Zug erzeugte Wind riss dem armen Mann die Papiere aus der Hand. Mehrmals hatten sie uns gesagt, der Gepäckwagen würde genau vor dem Gebäude zu stehen kommen. Es kam natürlich anders. Nach hektischem Durcheinander waren die Räder verladen und wir stiegen ein. Der Schaffner eskortierte uns zu den Plätzen, die für uns reserviert waren. Der Wagen war voller Rucksackreisende, die einen Film ansahen und rauchten. Der Schaffner schmiss schimpfend alle Fahrgäste aus dem Abteil und befahl uns, uns hinzusetzen. Als nur noch Tim und ich im Wagen saßen, setzte er sich guter Laune neben uns und machte sich daran, uns bürokratisch die Fahrscheine auszustellen. Als er Tims Name im Pass las, freute er sich „Ja, Tin Tin!“ Wir erwarteten einen saftigen Preis für den Luxusplatz im Einzelwaggon, aber der Fahrpreis in Höhe von 20 Bolivianos pro Nase (knapp €3) war durchaus fair. Beim Ausladen der Räder erwies sich das Trinkgeld, das wir dem Schaffner gegeben hatten, als gute Investition. Ein enorm wichtiger Uniformierter kontrollierte mit eisernem Gesicht die abgesperrte Gepäckausgabe. Da wir kein Ticket für die Räder erhalten hatten, bedrängte ich ihn immer wieder, uns die Räder ausladen zu lassen. Erst als der Schaffner uns „Tin Tin“ zurief, durften wir passieren und die Räder ausladen. Mit uns stieg ein weiterer Radler aus, Esiol aus Monaco, den wir viele Kilometer später im Süden Chiles wieder treffen sollten.

Uyuni-San Pedro de Atacama

Um den Salar de Uyuni, den größten Salzsee der Welt und die dahinterliegenden Lagunen des bolivianischen Altiplano zu sehen, schlossen wir uns einer 3-Tages Jeptour von Uyuni an. Einige Fahrradfahrer befahren den Salzsee mit dem Rad. Da uns aber zu diesem

Zeitpunkt die Erfahrung und Routine fehlte, trauten wir uns die Fahrt durch diese absolut trockene und einsame Gegend nicht zu. Die Fahrräder schnallten wir auf den Jeep. Am ersten Tag lernten wir den Salzsee kennen. In Colchani, einem Ort, der vom Salz lebt, lernten wir einen sehr kleinen Salzbetrieb kennen, in dem uns erklärt wurde, wie das Salz getrocknet, jodiert und verpackt wird. 50kg Salz kosten 6 Bolivianos, also noch nicht mal einen Euro. Auf dem Salzsee schauten wir zu, wie Arbeiter 1t –schwere Salzhaufen aufschütten, um sie zu verarbeiten. Wir sahen die „Ojos del Salar“ (Augen des Salzsees), durch die man das darunter liegende Wasser sehen kann. Unser Tourguide erzählte uns, dass er sich mit Hilfe der umliegenden Berge und Vulkane orientiere. Hilfreich sind wohl auch die Jeepspuren, die auf dem Salzsee zu erkennen sind. Sehr schwierig erschien es uns, Distanzen einzuschätzen. Ein Vulkan am Horizont schien nur knappe 40km entfernt zu liegen. Ein Blick auf die Karte zeigte uns jedoch, dass er mindestens 170km weit entfernt liegen müsste. Im gleißenden Licht waberten die Berge vor unseren Augen. Inmitten des Salzsees liegt die „Isla del Pescado“, eine Insel, die von oben gesehen die Form eines Fisches hat. Die Insel ragt mit ihren vielen hohen (bis zu 12m!) und uralten Kakteen aus dem Salzsee heraus und es ist ein seltsames Gefühl, wenn man mit dem Jeep auf die Insel auffährt.

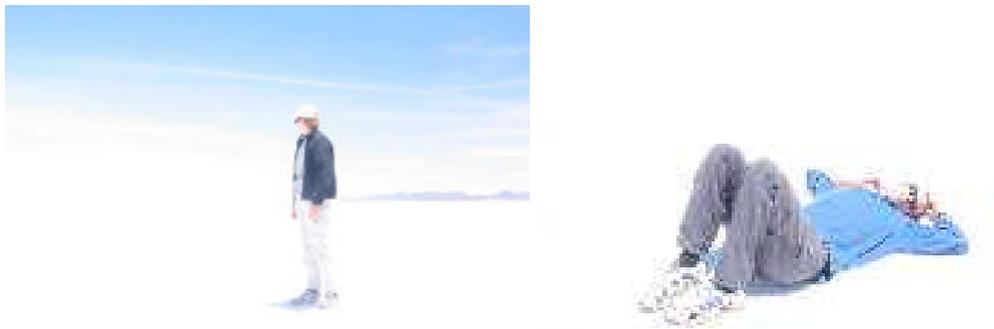


Foto 9 & 10: Auf dem Salzsee von Uyuni

Am Nachmittag fahren wir Richtung Süden und verließen den Salzsee über eine sehr staubige und schlechte Piste. Unser Guide & Fahrer Juan-Carlos raste Richtung San Juan, wo wir die Nacht verbrachten. Tim verließ den Beifahrersitz etwas bleich um die Nase. Den Rest des Tages verbrachten wir in San Juan, wo wir Lamas beobachteten und - bis das Licht um 21.00h ausgestellt wurde - mit den anderen Tour-Teilnehmern redeten.

Am zweiten Tag der Tour sahen wir zunächst den aktiven Vulkan Ollagüe, der sowohl auf bolivianischem als auch chilenischem Gebiet liegt. Die Straße dorthin war auch wieder sehr abenteuerlich. Auf dem weiteren Weg nach Süden kamen wir an einem bolivianischen Grenzposten vorbei. Tim und ich waren die beiden letzten Personen, die in den Dienstraum traten. Ein Grenzer nutzte die Situation, um uns nach Zigaretten zu fragen. Wir verneinten und fügten hinzu, wir seien Fahrradfahrer. Im weiteren Verlauf des Tages kamen wir an verschiedenen Lagunen vorbei, alle mit unterschiedlichen Färbungen des Wassers und überall stakten blassrosafarbene Flamingos durch die mineralhaltigen Gewässer. Die Färbungen des Wassers reichten von hellblau bis türkisgrün. Wir erreichten letztendlich die beeindruckende Laguna Colorada, die in leuchtendem Rot schillert. Die Meinungen gehen auseinander, woher die Färbung rührt: einige sagen, es seien rote gelöste Mineralien, andere meinen, es seien Mikroorganismen. Beeindruckend waren jedoch immer die Boraxinseln, die auf den Lagunen zu schwimmen scheinen. Am Ufer der Laguna Colorada sahen wir drei Lamas in unterschiedlichen Verwesungsstufen. Juan-Carlos meinte, sie seien wohl im besonders kalten Winter erfroren. Diese Erklärung erschien uns aber unwahrscheinlich. Der Baum aus Stein (Arbol de piedra) ist ebenfalls ein beeindruckendes Ziel der Hochebenen-Tour: der Fels wurde von den starken Winden auf der Hochebene zurechtgeschliffen und sieht tatsächlich aus wie ein Baum. Unser Nachtlager lag wenig verlockend: In der Nähe der Laguna Colorada stand ein Lagerhallen-ähnliches Gebäude, um das der eiskalte Wind herum pfliff. Die gesamte Gruppe wurde in einem Zimmer untergebracht, was gar nicht unangenehm war – so hatte

man zumindest den Eindruck, es könnte nachts etwas wärmer werden. Strom gab es wieder nur zwischen 19.00 und 21.00h. Wir waren aber alle froh, dann in unsere wärmenden Schlafsäcke kriechen zu können.

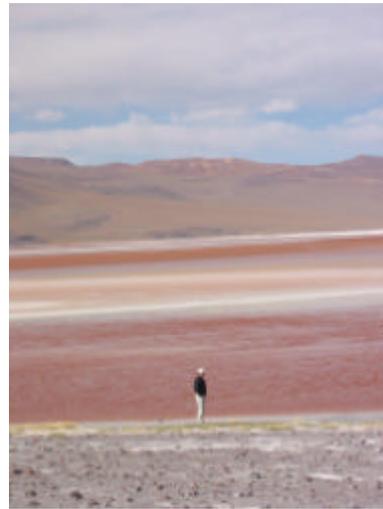


Foto 11 & 12: "Baum aus Stein" & Laguna Colorada

Der dritte Tag der Tour begann um 4.00h morgens bei -8 Grad C°. Unser erstes Ziel waren die Geysire „Sol de mañana“, die imposanter sind je kälter die Außentemperatur ist. Das frühe Aufstehen lohnte sich in jedem Fall: die Geysire liegen auf einer ca. 1000m² großen Fläche, auf der überall aus der Erde Dampf aufzusteigen scheint. Tatsächlich sehen die Geysire aber alle unterschiedlich aus: die einen dampfen nur, in anderen blubbert warmer Lavaschlamm, andere werfen Schlamm in die Höhe etc. Am ungewöhnlichsten waren die Löcher im Boden, in deren Nähe man lautes und dumpfes Rumpeln aus der Erde hörte, welches das Schlammspucken des Geysirs begleitete.



Foto 13 & 14: Geysire "Sol de Mañana"

Wir verließen das Geysirfeld um zu einer natürlichen warmen Quelle zu fahren. Das Wasser hatte eine Temperatur von 26 Grad C° und verlockte uns dazu, trotz der immer noch klirrenden Kälte der Hochebene, in unsere Badesachen und dann in das Becken zu steigen. Teresa, die Spanierin, zeigte uns bloß einen Vogel und weigerte sich, uns zu begleiten. Nachdem wir es auch wieder aus dem Becken herausgeschafft hatten, fuhren wir zur Laguna Verde, die ihre grüne Farbe Kupferpartikeln zu verdanken hat. Erst wenn gegen 9.00h morgens Wind aufkommt, nimmt sie diese Färbung an.

Nach der Laguna Verde verabschiedeten wir uns von der Gruppe, um Bolivien über den Grenzübergang Hito Cajon zu verlassen. Wir passierten den Grenzübergang ohne Probleme und machten uns auf den Weg in Richtung Chile. Nur ca. 5km liegen zwischen dem

Grenzposten und der Kreuzung des Weges mit der asphaltierten Straße zwischen San Pedro de Atacama zum Paso Jama mit Argentinien. Diese wenigen Kilometer hatten es aber in sich: ein eisiger Wind pfliff und die Straße war sandig mit zum Teil starken Anstiegen. Zudem waren wir ja immer noch auf über 4.000 m. Kaum hatten wir die Straße erreicht, waren wir mit hoher Geschwindigkeit unterwegs abwärts Richtung San Pedro de Atacama. Nach 40 angenehmen Kilometern erreichten wir den Grenzposten von San Pedro am Ortseingang. Ein Chilene nahm es sehr wichtig, unsere Reifen mit Desinfektionsmittel abzuspritzen. Ein anderer durchsuchte unsere Taschen oberflächlich auf tierische oder pflanzliche Produkte. Innerhalb weniger Minuten bekamen wir unseren Einreisestempel und freuten uns auf einen Nachmittag in der Zivilisation.



Foto 15 & 16: Auf der Hochebene in Bolivien

San Pedro de Atacama und Valle de la Luna

(Geschrieben von Tim) San Pedro ist ein kleines Dörfchen inmitten der Wüste. Viele Hippies haben sich hier niedergelassen und genießen das warme und schöne Wetter. Nach drei Wochen Bolivien kommt es einem hier fast vor wie im Paradies. Nur etwas teurer. Die vielen Kneipen, Hotels und Restaurants machen das ganze zu einer echten Touri-Hochburg. Dazu trägt auch das unweit gelegene Valle de la Luna und die hohen Sanddünen - ideal zum Sandboarding - bei. Die Landschaft ist beeindruckend. Die Sanddünen in der Salzkordillere liegen gleich hinter San Pedro. Bei fast unmenschlichen Temperaturen radelten wir dorthin und bestiegen eine der höchsten Dünen. Nicht nur wegen der angenehmeren Temperaturen sondern auch wegen des so berühmten Sonnenuntergangs ging es am Nachmittag in das Valle de la Luna. Die 20 Kilometer liefen erstaunlich locker – diese Tour wird von einigen Agenturen als Tagestour angeboten. Von einem höher gelegenen Punkt konnten wir neben dem Sonnenuntergang auch viele Touristen bewundern, die extra zu diesem Schauspiel hierher kamen.

Calama und Chuquicamata

Wir hatten uns vorgenommen, möglichst früh aus San Pedro abzufahren, um in der Mittagshitze der Wüste eine längere Pause einlegen zu können. Leider starteten wir dann doch erst um 8.30h. Die Strecke San Pedro de Atacama bis Calama war recht anstrengend, erst nach 37km hatten wir den höchsten Punkt der Strecke erreicht und dann schlug uns sofort starker Wind entgegen. Glücklicherweise fiel die Straße leicht ab, aber der Wind machte uns ziemlich stark zu schaffen. Unsere Mittagspause fiel ungemütlich aus: am Straßenrand kochten wir eine Suppe, während wir versuchten zu verhindern, dass der Kocher ausgeblasen würde und Sand in unser Essen käme. Die Landschaft war wenig motivierend, die Atacama-Wüste zeigte sich zwar in ihren schönsten Farben, aber auch sehr menschenfeindlich durch die absolute Einsamkeit und Trockenheit. Auf den letzten 20km wechselten wir uns mit dem Windschattenfahren nach jeweils einem Kilometer ab. Glücklicherweise in Calama nach harten 97 km angekommen gönnten wir uns am Ortseingang eine eiskalte Cola.

Calama lebt von der weltgrößten Tagebau-Kupfermine Chuquicamata, die nur knappe 20km entfernt liegt (die Einheimischen nennen sie liebevoll „Chuqui“). Wir nahmen an einer sehr professionellen und interessanten Führung teil, auf der uns jedoch immer wieder das Gefühl beschlich, sie diene propagandistischen Zwecken. Superlative regieren in der Mine. Die größte der vier Tagebau-Minen Chuquicamatas misst 2,8km im Durchmesser und ist 800m tief. Die größten Aushubfahrzeuge der Welt werden eingesetzt. Das Liebherr-Fahrzeug schafft es, bis zu 360t auf der Ladefläche zu transportieren, die Reifen messen über 2m im Durchmesser und halten maximal 8 Monate; sie kosten 20.000 Euro pro Stück und der Benzinverbrauch eines dieser Riesen liegt pro 8h-Schicht bei über 1700l. Wir fragten uns immer wieder, ob Kupferabbau mit dieser Maschinerie und den niedrigen Weltmarktpreisen profitabel sein könne. Wichtig ist die Kupferproduktion für Chile allemal, sie macht nach Angaben unseres Tourguides 51% des Bruttoinlandsproduktes von Chile aus.



Foto 17: Kupfermine Chuquicamata

Antofagasta bis La Serena

Die Hafenstadt Antofagasta ist ebenfalls geprägt von der Kupferproduktion. Kupferkathoden wie sie in Chuquicamata hergestellt werden, liegen in langen Reihen zum Verschiffen bereit. Eine hübsche Strandpromenade abseits des Hafens lädt zum gemütlichen Spaziergang am tatsächlich friedlichen Pazifik ein. Im Stadtzentrum fielen uns vor allem Geschäfte auf, die Importgüter aus China und Korea vertrieben. Bemerkenswert fanden wir eine Clownvorstellung für Kinder auf dem zentralen Plaza, die Kinder rät, nicht ohne nachzudenken zu konsumieren, sondern nur das zu kaufen, was sie auch tatsächlich bräuchten. Was für ein Unterschied zu Bolivien, wo viele Leute Mühe haben, die Lebensmittel für den nächsten Tag sicherzustellen!

Nachdem wir den Pazifik in Antofagasta verlassen hatten, kamen wir nach einer ganzen Menge trostloser Wüstenlandschaften mit verlassenen ehemals wohlhabenden Salpeter-Abbaustätten in den kleinen Fischerort Taltal, in den sich sonst selten Touristen verirren. Wir genossen sehr gute Seezunge in einem Restaurant, in dem außer uns keiner saß und wir wieder einmal anfragen mussten, ob es denn etwas zu essen gäbe. Für uns war Taltal der Ausgangspunkt für weitere Ausflüge entlang des Pazifiks. Da wir uns immer noch im Landstrich der Atacama-Wüste befanden, war für uns jede bewohnte Siedlung wichtig für die Trinkwasserversorgung. Unsere Reiseroute führte uns nach Chifuncho, dem angeblich schönsten Strand des chilenischen Nordens. Und wirklich: eine sehr schöne, geschützt liegende Bucht mit herrlich-weißem Sandstrand erwartete uns. Wir fuhren auf die wenigen Fischerhütten zu, die am äußersten Ende der Bucht lagen. Wir wollten einen Fisch kaufen und fragten daher einen jungen Mann, der vor seiner Hütte saß. Alex, so hieß er, führte uns zu seinem Kollegen Fernando, der mit uns zur Pier ging, wo er ein Netz aus dem Wasser zog, in dem einige Riesenfische kühl gehalten wurden. Wir suchten uns den kleinsten mit 2kg aus und zahlten 1.000 chilenische Pesos dafür. Alex erzählte uns, dass alle Fischer im Ort in einer anonymen Gesellschaft organisiert seien und kürzlich erst 8t Seeigel an eine nordamerikanische Gesellschaft verkauft hätten. Alex lud uns daraufhin ein, Seeigel bei ihm zu probieren. Wir konnten nicht schnell genug ablehnen, da standen auch schon zwei Teller vor uns. Die Seeigel waren ganz und gar nicht unser Fall, aber die Unterhaltung hat sich auf jeden Fall gelohnt, denn Alex erzählte uns vom Projekt Chifuncho. Angeblich soll aus dieser schönen und einsamen, weitabgelegenen Bucht ein Luxus-Ferienressort gemacht werden. Fünf Multi-Milliardäre haben investiert, um eine Mole für Kreuzfahrtschiffe zu bauen, einen

Golfplatz und eine Hotelanlage zu errichten. Und wer's nicht glaubt, kann unter www.cifuncho.cl nachlesen! Etwas verwirrt und mit Seeigel-Nachgeschmack im Mund zogen wir uns daraufhin aus dem winzigen Örtchen zurück, setzten uns in sicherer Entfernung an den Strand und brieten unseren Fisch.

Unsere nächste Station an der Küste war der Nationalpark „Pan de Azucar“ (Zuckerhut). Der Name des Nationalparks leitet sich von der der Küste vorgelagerten Insel ab, die eine Zuckerhut-ähnliche Form hat. Der Park beherbergt eine Vielzahl von Kakteen (die wir aber nur sehr bedingt sahen) und Meerestieren (Seelöwen, Pelikane, Kormorane, Pinguine). Der Abzweig von der Panamericana war etwas abenteuerlich. Glücklicherweise stand ein kleines Gasthaus an der Abzweigung Las Bombas (auf der Karte war eine Ortschaft eingezeichnet), in der wir nicht nur unsere Vorräte auffüllen konnten, sondern auch Richtungsanweisungen bekamen. In der Caleta Pan de Azucar, einen kleinen Fischerdörfchen, gab es eine Handvoll originelle Campingbuchten auf einem Strand mit traumhafter Brandung. Nur einige der Buchten waren besetzt und so beschlossen wir zu bleiben. Da die Campingbuchten sogar eine Grillstelle und einen Tisch hatten, kauften wir wieder einen Fisch. Das kleinste Exemplar, das zu haben war, wog stolze 4kg, so taten wir uns mit zwei US-Amerikanern zusammen, die in der Bucht neben uns campierten. Abends legten wir den Fisch („Vieja“) direkt auf den Grill – zu diesem Zeitpunkt reisten wir noch ohne Alufolie im Gepäck. Obwohl es dadurch eine rechte Sauerei wurde, schmeckte der Fisch sehr gut. Die zwei Amis waren so begeistert von diesem Erlebnis, dass sie noch nicht einmal den Fischkopf den angerückten Katzen kampflos überließen.



Foto 18: Im Nationalpark „Pan de Azucar“

Die Straße aus dem Nationalpark heraus führte wunderschön an der Küste entlang. Hin und wieder entdeckten wir auch einen der vielgepriesenen und im Turistel-Buch angekündigten Kakteen. In der sandigen Ebene vor Chañaral leuchteten Kupfereinschlüsse grünlich. Wir hielten uns in Chañaral nicht lange auf und erreichten über die Panamericana Caldera, einen in der Vorsaison am Pazifik noch sehr einsamen Touristenort. In Caldera angekommen erkundigte ich mich in einem Telecentro nach einer Herberge und einem Waschsalon. Der Telecentro-Betreiber organisierte gleich eine preiswerte und nette Unterkunft. Zur Wäschefrage wusste er erst nichts zu sagen, da es schon Samstagabend war und ich ihm sagte, ich wollte die Wäsche am Sonntag wiederhaben. Da erbot sich eine Kundin des Telecentros, unsere Wäsche zu waschen. Sie sagte, sie könne ohnehin ein bisschen Geld gebrauchen und gab uns daher ihre Adresse.

Mit aufgefüllten Vorräten und frisch gewaschener Wäsche fuhren wir weiter gen Süden. Nach einem kurzen Zwischenstopp in Bahía Inglesa - einem weiteren Badeort, der noch auf die Touristen wartete - folgten wir der einsamen Küstenstraße nach Puerto Viejo. Als wir dort ankamen, war es leider bewölkt, so dass sich unsere Lust am Strand zu bleiben in Grenzen hielt. Puerto Viejo ist ein niedlicher Ferienort, der fast nur aus kleinen Holzhäuschen, die direkt auf den Strand gebaut sind besteht. Wir erwarteten mehr Aktivität z.B. Leute, die vor der Saison ihr Feriendomizil auf Vordermann brachten. Aber nichts dergleichen – ein paar

Leute waren an diesem Sonntag zwar unterwegs, aber insgesamt wirkte der Ort recht ausgestorben. Wir hatten mittlerweile schon 50km in den Beinen, aber beschlossen in Richtung des 66km entfernten Copiapós zu fahren. Die Strecke führte landeinwärts und der leichte Rückenwind beflügelte uns. Kurz bevor die Schotterstraße die Panamericana kreuzte, wurde die Wüste von einem ersten fruchtbaren Tal durchbrochen. Wir genossen es sehr, Oliven- und Eukalyptusbäume in der warmen Luft zu riechen! Nach mehreren Wochen bolivianischer Hochebenenwüste und Atacama-Feindlichkeit, war es für uns wunderbar, fruchtbare Natur und Frühling zu riechen. Die Panamericana nach Copiapó hinein war gesäumt von Reben, an denen Tafeltrauben für den Export heranreiften. Immer wieder kamen wir an großen Fabrikgebäuden international bekannter Fruchthandelsunternehmen wie z.B. Delmonte vorbei. Nach Angaben im Turistel-Buch sind diese Ländereien die teuersten in ganz Chile. Die warme Sonne tat ihr übriges dazu, dass wir uns rundum wohl fühlten. Die vielen Kilometer schafften wir gut, waren aber entsprechend müde bei der Ankunft. Copiapó gefiel uns außerordentlich gut, so dass wir gleich wieder loszogen, um etwas zu essen aufzutreiben. In einem netten Lokal, in dem wie immer Sonntag abends in Chile Fußball geschaut wurde, konnten wir draußen sitzen.

Unser nächstes Ziel hieß Nationalpark „Llanos del Challe“, wieder ein am Pazifik gelegener Nationalpark mit wenig Verkehr, der Kakteen und andere Flora schützt. Auf dem Weg zum Pazifik kämpften wir auf 40 km mit dem stärksten Wind, den wir bis dahin erlebt hatten. Zudem war die Straße sehr schwierig zu befahren. Als wir abends in Carrizal Bajo, auch wieder einem kleinen Fischerort ankamen, wurde es schon fast dunkel. Wir fuhren in den Ort hinab und fragten ein paar Fischer, die herumstanden, wo wir am besten zelten könnten. Für sie war das anscheinend eine ziemlich unverständliche Frage und sie antworteten achselzuckend: „Am Strand natürlich“. Nachdem sie uns versichert hatten, das Meer sei auf dem höchsten Stand der Flut, schlugen wir zufrieden unser Zelt auf dem feinen Sandstrand auf. Tim trieb noch eine Avocado, Zitrone und Coca-Cola auf, so dass wir uns ein richtig feines Abendessen bereiten konnten.

Nach einer katastrophal-schlechten Straße an der Küste entlang, die durch ihre Ausblicke auf wunderschöne Pazifikbuchten den fieseren Straßenzustand wieder ausglich, erreichten wir Huasco Bajo. Unsere Turistel-Karte hatte uns mal wieder einen Streich gespielt: anstatt einer geteerten Straße auf den letzten 14km, zog sich die Schotterpiste bis kurz vor Huasco. Die Einfahrt zum Ort führte durch ein fruchtbares Tal, in dem wiederum Oliven angebaut wurden, und der angenehme Duft begleitete uns eine ganze Weile. Huasco selbst glänzte mit einem sehr schönen Strand und einem exzellenten Fischrestaurant, in dem Tim die Spezialität der Gegend „Ostiones“ (Jakobsmuscheln) aß. Hier wurden wir wieder einmal von der Freundlichkeit der Chilenen überrascht: ein älterer Herr bot uns nach ein paar Minuten Konversation auf der Straße die Telefonnummern seiner Kinder in Santiago an, bei denen wir uns auf jeden Fall melden sollten, wenn wir in Santiago seien. Im Hafen lungerte eine ganze Schar Pelikane herum.

Unsere Reise führte uns landeinwärts durch das fruchtbare Tal des Huasco bis Vallenar. Nach Vallenar zieht sich die Panamericana nach Süden durch den südlichsten Ausläufer der Atacama-Wüste, bevor das Klima und die Vegetation bei La Serena allmählich mediterrane Züge annimmt.

Kurz vor La Serena liegt der Nationalpark Piguines de Humboldt. Er umfasst drei Inseln (Isla Damas, Isla Chañaral und Isla Choros) und schützt die Humboldt-Pinguine, Seelöwen, Robben, Seeelefanten und eine ganze Reihe Meeresvögel. Seit einigen Jahren lebt auch eine große Delfinkolonie in den kalten Gewässern des Humboldtstroms, der diesen außergewöhnlichen Artenreichtum bedingt. In Caleta Punta Choros an der Pazifikküste stiegen wir in ein kleines Fischerboot, das uns ermöglichte, viele der kleinen Pinguine und Pelikane zu sehen. Wir umrundeten in teilweise waghalsigen Manövern einen Felsen, auf dem viele Seelöwen (Lobo de un pelo) saßen, schrieten und sich kabbelten. Wir wunderten uns, wie diese augenscheinlich so plumpen Tiere die steilen Absätze und Felsen hinaufklettern konnten. Als wir uns aus dem schützenden Bereich hinter den Inseln aufs offene Meer

hinauswagten, schlugen die Wellen für meinen Geschmack schon etwas zu hoch – mir kam die Fischerjolle winzig vor inmitten der übermannshohen Wellen. Die Umrundung der größten Insel lohnte sich jedoch, da wir dadurch in den Bereich der Delfine kamen. Immer wieder tauchten einzelne Flossen vor, neben oder hinter uns auf oder wir sahen, wie Delfine paarweise schwammen. Leider waren wir mit unseren Kameras immer zu langsam. So beschlossen wir letztendlich, das Spektakel einfach so zu genießen. Bei einer kurzen Landung auf der Isla Damas, der einzigen des Parks, auf der man landen darf, fühlten wir uns angesichts des kristallklaren, türkisfarbenen Wasser und der Riesenmuschelschalen in die Karibik versetzt. Wieder an Land zurück, sahen wir einen Strand, der nicht aus Sand sondern komplett aus abgerundeten Muschelteilen bestand.

La Serena, Valle del Elqui und Sternwarten

La Serena begrüßte uns lebhaft. Auf der Suche nach Unterkunft schickte uns ein antikes Hostel-Betreiberpaar zur Konkurrenz, da sie fürchteten, die Räder würden mit dem Gepäck nicht durch die Tür passen. Als wir abends in ordentlichen Hotelbetten lagen, rumpelte es plötzlich laut, als würde eine U-Bahn unter dem Haus durchfahren. Ich sagte sofort „ein Erdbeben!“, aber Tim war der Meinung, es seien lediglich die Leute über uns. Erst am nächsten Tag sollten wir erfahren, dass es tatsächlich ein kleines Erdzittern (Richterskala 3-4) war, wie sie in La Serena sehr häufig vorkommen.

Da der Paso Aguas Negras, der zwischen La Serena und San Juan (Argentinien) liegt, noch schneebedeckt und geschlossen war, beschlossen wir zunächst einen Fahrrad-Ruhetag einzulegen und das Elqui-Tal mit Bus oder Colectivo (Linientaxi) zu besichtigen. Das Elqui-Tal liegt landeinwärts von La Serena am Fuß, und weiter ins Landesinnere hinein, inmitten der Anden. Von der Sonne verwöhnt mit einem sehr angenehmen frühlingshaften Klima gefiel uns dieses fruchtbare Tal besonders gut. Durch die Anden fast das ganze Jahr mit Schmelzwasser versorgt, werden hier vor allem weiße Trauben für die Pisco-Herstellung und Papayas angebaut. Anhand der harten Grenze zwischen fruchtbarem Grün und wüstentrockenen Andenhängen konnte man erkennen, dass die Landwirtschaft in diesen Breiten nur mit rigoroser Bewässerung möglich ist. Uns erschienen die grünen, satten Weinfelder, die sich zum Teil an steilen Andenhängen hinaufziehen, fast unwirklich vor der rot-braunen imposanten Kulisse der Anden. Im Elqui-Tal ist man zudem auch besonders stolz, dass Gabriela Mistral, die erste Nobelpreisträgerin Südamerikas, hier geboren wurde (in Monte Patria).

Sowohl in Vicuña als auch in Pisco Elqui kann man Pisco Destillieren besichtigen. Während in Vicuña das Besucherzentrum einer der beiden großen Pisco Marken Chiles (Capel) steht, entschieden wir uns, die kleine Destillerie Tres Erres (Drei R) anzusehen, in der der Pisco noch in Handwerkstradition hergestellt wird. Der Pisco ist Stein des Anstoßes zwischen Peru und Chile, da die Peruaner behaupten, sie haben diesen Weinbrand erfunden. Die Chilenen wollen sich ihren geliebten Pisco, ihr eigenes Nationalgetränk, nicht nehmen lassen. In Folge dieses schon lange andauernden Streites gaben die Chilenen kurzerhand eben diesem Ort im oberen Elqui-Tal den Namen „Pisco Elqui“, um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, wer Rechte an dem Namen Pisco habe.

Um La Serena herum sind mehrere bedeutende internationale Sternwarten angesiedelt, da diese Gegend besonders günstige Bedingungen für astronomische Untersuchungen bietet: bis zu 360 Tagen im Jahr wolkenloser Himmel und geringe Luftfeuchtigkeit; nächtlicher Küstennebel über der Stadt La Serena verhindert die Lichtabstrahlungen. Dazu kommt ein besonders günstiger Einstell-Winkel für die Teleskope in diesen Breitengraden. Wir hatten das Glück, an einer der seltenen Führungen im Observatorio Tololo teilnehmen zu können. Schon die Fahrt über eine Schotterstraße auf die Bergkuppe war aufregend, da man die silbernen Kuppen der Häuser, in denen die Teleskope untergebracht sind, immer wieder erst von weitem und dann immer näher aufblitzen sah, was inmitten der trockenen, roten Berge sehr ungewohnt aussah. Immer wieder dachten wir, wir seien in einem James Bond Film gelandet. Ein gut englischsprechender Führer zeigte uns zunächst ein Teleskop mit einem Spiegel von

1.5m Durchmesser. Wir standen innerhalb der Kuppel und konnten nicht ausmachen, ob sich die Kuppel drehte oder die Plattform, auf der wir standen. Das 4m Teleskop war enorm groß. Die Kuppeln werden ständig klimatechnisch überwacht – schon die Anwesenheit unserer kleinen Gruppe für nur wenige Minuten in der Kuppel ließ die Klimaanlage anspringen. Das Ziel ist zu verhindern, dass der Spiegel beschlägt. Die Teleskope sind sehr schwer und direkt mit dem Fels verankert, auf dem sie stehen, als Schutz vor Beschädigung bei Erdbeben. Das Tololo ist hauptsächlich finanziert von der National Science Foundation und der Betrieb der Sternwarte kostet pro Nacht 10.000 USD. Wissenschaftler aus aller Welt melden sich mit sechs Monaten Wartezeit für ein paar Nächte an. Sollte der Himmel in diesen Nächten bedeckt sein, hat der betreffende Wissenschaftler Pech gehabt und muss sich erneut anmelden. Die Erklärungen waren hochwissenschaftlich und hochinteressant, soweit wir sie verstanden. Gegenüber des Tololo steht das „Geminis“ Teleskop mit 8m Durchmesser. Es heißt Zwillingsteleskop, da es mit einem gleichartigen in Hawaii zusammen betrieben wird.

Wir hatten das Glück, am gleichen Abend in eine kleine, von Amateuren für Touristen betriebene Sternwarte in der Nähe von Vicuña gehen zu können. Dort durften wir selber durch kleinere Teleskope in den Sternenhimmel schauen. Was wir dort in Mamalluca sahen und erlebten, komplementierte sehr gut die hochtechnische Führung des Nachmittags. Wir sahen den Sternennebel im mittleren Stern des Gürtel des Arion, aus dem Sterne entstehen, eine Ansammlung von Millionen von Sternen in einer der Magellan-Wolken und die Ringe des Saturn!

La Serena - Los Andes

Wir verließen La Serena in Richtung Ovalle durch das Landesinnere. Ganz langsam änderte sich nun die Vegetation und wurde tatsächlich aber nur zögerlich üppiger. Unsere Trinkwasserversorgung war nun besser, da wir immer wieder an Stauseen vorbeikamen. Eine Nacht schlugen wir unser Zelt am Stausee Recoleta in der Nähe von Ovalle auf. Bei den heißen Temperaturen war es abends sehr angenehm, kurz ins Wasser springen zu können. Bevor wir unser Zelt am Ufer des Sees aufschlugen, fragten wir bei einer Dame mit völlig ausverkauftem Kiosk am Straßenrand, ob wir am See campen dürften, da das Areal eingezäunt, das Tor aber offen war. Die Dame meinte, das sei überhaupt kein Problem und wir könnten bleiben, wo wir wollten. Nach einer sehr angenehmen Nacht stellten wir morgens bei der Abfahrt fest, dass das Tor geschlossen worden war. Zum Glück konnten wir die Räder unter dem Stacheldraht-Zaun durchbugsiern.

Hinter Ovalle hielten wir uns in Richtung La Paloma Stausee, dem zweitgrößten Südamerikas. Kurz bevor wir ihn erreichten, sahen wir, wie ein Pferd am Straßenrand zerlegt wurde. Schon von weitem konnten wir warmes Blut riechen. Ein Mann wuchtete den abgetrennten Schenkel auf der Straße herum. Offensichtlich wurde das wohl verletzte Pferd auf der Stelle exekutiert und verwertet.

Kurz darauf trafen wir ein deutsches Radlerpärchen, die schon seit 13 Monaten mit einem Tandem unterwegs waren. Sie empfahlen uns die Strecke zwischen Combarbalá und Illapel, ebenso nannten sie uns die Adresse des „Casa de Ciclista“ in Los Andes.

Die Strecke führte uns weiterhin durch schönes Vorandenland, in dem die Trockenheit immer wieder durch eifrige Bewässerung besiegt wurde. In einigen Orten war viel los, da die Erntezeit der ersten Pisco-Trauben begonnen hatte und viele temporäre Landarbeiter unterwegs waren. Kurz vor Chañaral Alto schlugen wir unser Zelt in der Nähe eines Flusses auf. Ein sandiges Fleckchen schien uns verlockend. Die Spur eines Feldweges, die neben unserem auserkorenen Fleckchen verlief und dann im Fluss versank, hielten wir für unbenutzt. So staunten wir nicht schlecht, als sich kurz nach Einbruch der Dunkelheit Scheinwerfer von der anderen Seite des Flusses auf uns richteten. Ein kleiner Traktor war auf dem Weg durch den Fluss in Richtung unseres Zeltes. Der Bauer kam von der Arbeit auf der anderen Seite des Tals zurück. Wir banden unsere Reflektorbänder, die für unsere Beine

gedacht sind, um zwei große Steine vor und hinter unserem Zelt, und schliefen dann ungestört, bis der Traktorfahrer am nächsten Morgen wieder auf die andere Seite fuhr.

Die folgenden Tage waren sehr heiß, die Strecke über Combarbalá und die Cuesta El Espino sehr lohnend. An einer Stelle aßen wir frische, reife Feigen direkt vom Baum. Auch begegneten wir wieder der ungeheuren Vorstellungskraft der Chilenen: auf die Frage nach einem Restaurant oder ähnlichem in einem kleinen Ort bekamen wir die Antwort: „En la esquina“. Leider gab es in diesem Örtchen weder eine Ecke, noch ein Restaurant. Auch trafen wir einen älteren deutschen Herrn, der uns auf einem Fahrrad entgegen kam. Über seine Ausrüstung staunten wir: Lederstiefel hätten wir bei den Temperaturen nicht ausgehalten. Seinen Erzählungen nach war er absoluter Fahrrad-Veteran und schien Chile wie seine Westentasche zu kennen. Die Temperaturen hielten sich konstant über 30Grad, oftmals auch über 35Grad. Unsere Camelbaks zeigten schon richtige Salzränder an den Tragegurten. Die Überquerung eines wunderschönen, klaren Flusses nutzen wir für ein ausgiebiges Bad. Da die Straße fast unbenutzt war, ließen wir uns genau an der Furt für die Überquerung ins Wasser fallen. So fiel uns der Anstieg über die nächsten 800 Höhenmeter nicht ganz so schwer. Endlich sank gegen Abend auch die Temperatur unter 30Grad. Kurz vor der höchsten Stelle des Passes fanden wir ein traumhaftes Plätzchen zum Zelten mit weitem Blick über das Tal, durch das wir heraufgekommen waren. Am nächsten Morgen krochen wir schon gegen 7.30h aus dem Zelt, da die Sonne herunterknallte und uns in unseren Schlafsäcken zu warm wurde. Nach weiteren 200 Höhenmetern hatten wir die Passhöhe erreicht und angeblich befanden wir uns in der Mitte der schmalsten Stelle Chiles: 80km fehlten zum Pazifik und nochmals genau 80km bis zur Grenze mit Argentinien hoch oben in den Anden!



Foto 19 & 20: Durch's Landesinnere nach Santiago de Chile

In Illapel entdeckten wir einen vollbeladenen Aprikosenbaum. Tim schlich so auffällig darum herum, dass ein paar Leute, die in der Nähe standen aufmerksam wurden. Einer löste sich aus der Gruppe, lief in die offenen Tür seiner Autowerkstatt um eine Leiter zu holen und stellte sie hin, so dass er an den Baum auf dem Nachbargrundstück reichen konnte. Er pflückte eine große Handvoll Aprikosen und gab sie Tim. Kurz nach diesem sehr netten Ereignis, bekamen wir einen gehörigen Schreck. Wir waren zu Fuß unterwegs und hatten Appetit auf mehr sonnenwarme, reife Aprikosen. So liefen wir am Fluss entlang und hielten Ausschau nach Obstbäumen, da raste ein gemein aussehender Köter mit fies hochgezogenen Lefzen auf uns zu. Wir schrieten ihn an und konnten so verhindern, dass er uns anfiel. Wir hatten weder unser Pfefferspray noch ein Schloss dabei. Uns zitterten danach die Knie!

Um einen entspannten Nachmittag in Illapel zu verbringen, fragten wir, ob es ein Schwimmbad in Illapel gäbe. Bei 30Grad aufwärts und nach viel Eis im schattigen Park schien uns das eine angenehme Alternative zur Hitze in der Stadt. Wir bekamen jedoch die Antwort: „Nein, jetzt doch noch nicht. Erst im Sommer!“ Mit ihrem Sommer nehmen die Chilenen es genau: vor Beginn der Sommerferien um Weihnachten herum gibt es keine sommerlichen Aktivitäten.

Nach Illapel folgten wir der Straße wieder Richtung Pazifik, wobei wir wieder über eine Passhöhe mussten (Cuesta Caviolen), die uns zum Schwitzen brachte. Die Abfahrt war spektakulär: sehr steile Serpentinien wanden sich den Hang hinunter. Kurz vor Los Vilos an der Küste mussten wir zum ersten Mal auf die Panamericana, die seit La Serena zweispurig war. Wir fanden, dass sie so als richtige Autobahn durch den rechten Seitenstreifen für uns viel sicherer war als die nordchilenische Panamericana, die nicht breiter ist als eine Landstraße.

Durch Los Vilos fuhren wir durch, nachdem wir dort die größte Fischsuppe unseres Lebens vorgesetzt bekommen hatten. Für 1.800 chilenische Pesos (weniger als 3€) wurden uns serviert: eine Artischocke als Vorspeise, dann einen Riesenspott Fischsuppe, die kaum Brühe hatte, sondern nur Fischstücke und Meeresfrüchte. Als Hauptgericht gab es außerdem noch ein Stück gebackenen Fisch und Kartoffeln. Dass wir danach auf die Räder steigen konnten, war schon fast ein Wunder!

Wir hielten uns im weiteren Verlauf unserer Reise auf der Panamericana an der Küste entlang. Nach einer Nacht im niedlichen, aber natürlich vor-sommerlich verlassenen Ort Pichidanguy, erreichten wir La Ligua, von wo aus wir wieder ins Landesinnere abbogen, um nicht über die immer stärker frequentierte Panamericana in die Zona Metropolitana kurz vor Santiago einfahren zu müssen. Mittlerweile fehlten nur noch etwas mehr als 250km bis zur Hauptstadt. Die Tour durchs Landesinnere über Cabildo und Putaendo war wieder sehr schön. Erst gute Straßen durch Chiles größtes Avocado-Anbaugebiet, dann verlassene Schotterstraße durch einsame, schöne Landschaft. Hinter der kleinen Häuseransammlung La Puerta fragten wir einen Chilenen, wie viele Kilometer Schotter uns bevorstünden, bevor wir wieder auf Asphalt kämen. Die souveräne Angabe lautete 15km. Letztendlich stellten wir fest, dass er wohl den Unterschied zwischen 15 und 50 nicht kannte. Unsere Karte spielte uns zudem einen Streich: Wir folgten der Straße nach El Manzano und schätzten ab, dass wir dieses Dörfchen nach spätestens 25km erreicht haben sollten. Jedes der wenigen vorbeifahrenden Autos hielten wir an und fragten nach El Manzano und jeder bestätigte, dass wir auf dem richtigen Weg seien. Nach 35km kam uns die Sache komisch vor und wir fingen an, nach Putaendo zu fragen, welches der nächste größere Ort sein sollte. So hatten wir anscheinend El Manzano passiert ohne auch nur die geringsten Anzeichen einer menschlichen Siedlung oder eine Abzweigung gesehen zu haben. Die Fahrt die Cuesta El Manzano hinauf jedoch war ein sehr schönes Stück. Wir wurden auf einem kurzen Abschnitt von Huasos, den chilenischen Gauchos, begleitet und mussten einen eiskalten Bach in unseren Sandalen durchqueren.

Am gleichen Abend erreichten wir Los Andes, wo wir in die Tierarztpraxis in der O'Higgins Straße gingen. Wir fragten nach Eric, worauf der Angestellte zum Telefon griff und seinen Chef zu Hause anrief. Es hieß offensichtlich gleich: „Die zwei Radler sollen kommen“ und kurz darauf hatten wir eine Wegbeschreibung zum „Casa de Ciclista“ in der Hand. Nach wenigen Minuten Fahrt aus Los Andes heraus in Richtung Paso Bermejo kamen wir dort an und wurden gleich von einer ganzen Horde Fahrradfahrer begrüßt, deren Namen wir uns so schnell gar nicht merken konnten. Im Haus von Eric Savard war an diesem Tag viel los, da er die Schulklasse seines Sohnes zur Jahresabschlussfeier eingeladen hatte. Die Radler hatten eingekauft und die Familienväter grillten, so dass wir abends ein gutes Stück Fleisch bekamen. Die Atmosphäre war toll und wir genossen es, mit anderen Ciclistas zu fachsimpeln. Das Casa de Ciclista ist das Haus von Eric, der selber mit dem Fahrrad um die Welt gefahren ist, auf das er ein Stockwerk aufgesetzt und einen Schlafraum für Radler untergebracht hat. Jeder, der mit dem Rad als Reisender dort ankommt, darf bleiben so lange er möchte. Zu Weihnachten feierte Eric das 25-jährige Bestehen seines Casa de Ciclista.

Nach einem Erholungstag in den Termas del Corazon in der Nähe von Los Andes, starteten wir morgens zum Paso Bermejo, dem größten internationalen Pass zwischen Chile und Argentinien. Schon nach 10km sagte Tim, er habe an diesem Tag Schwierigkeiten, in die Gänge zu kommen. Nach weiteren 10km traf er die Entscheidung, wir sollten lieber umkehren, da er es nicht schaffen würde. Das wardie richtige Entscheidung: auf dem Rückweg kämpfte er schon in meinem Windschatten, um die 20km zurückzulegen. Wir kamen

bei Eric's Haus an und Tim legte sich sofort ins Bett. Erst gegen Abend stand er auf, was jedoch damit endete, dass er kurz ohnmächtig wurde. Die Diagnose von Eric, dem Tierarzt, war: „Magen – heute morgen war er ja noch fit. So plötzlich kann das nur etwas mit der Verdauung zu tun haben“. Er hatte vollkommen recht. Eric betonte am nächsten Morgen beim Frühstück, wir könnten ihn jederzeit anrufen, wenn etwas wäre. Das tat ich dann auch ohne zu zögern, als Tim plötzlich 39.5 Grad Fieber hatte. Eric holte uns und brachte uns ins Krankenhaus von Los Andes. Er wollte sogar mit uns dort warten, aber ich versicherte ihm, er müsste nicht. Ich drang mehrmals in den Behandlungsraum vor, um mich zu vergewissern, dass wir noch nicht aufgerufen worden seien, da die Lautsprecherstimme für uns unverständlich klang. Eine mitfühlende Krankenschwester fragte mich schließlich „Wie alt ist denn der Kleine?“ Offensichtlich hatte ich den Eindruck einer besorgten Mutter hinterlassen. Tim wurde also bald aufgerufen und in dem Notaufnahme-Saal erklärten wir dem Arzt Tims Symptome. Eine Schwester versuchte mindestens zehn Mal, Tims Blutdruck zu messen, wobei sie das Kabel durch den Gang des Aufnahmesaals spannte, wodurch die Messung nie richtig gelang. Tims Arm wurde mit einem Gummihandschuh abgebunden. Dann bekam er 1l NaCl injiziert und fühlte sich danach glücklicherweise gleich besser. Eric empfahl uns, eine Woche Fahrradpause einzulegen. So fuhren wir am nächsten Tag mit dem Bus die restlichen 80km nach Santiago de Chile.

Santiago de Chile

In Santiago am Terminal de Buses angekommen, stiegen wir auf die Räder um in die Innenstadt zu gelangen. Wir entschieden uns für das erstbeste Hotel, um Tim zu schonen. Dann genossen wir das Stadtleben in vollen Zügen. Das Viertel Bellavista mit seinen alten Gebäuden, ruhigen und grünen Straßenzügen und vielen originellen Straßencafés gefiel uns besonders gut. Tim führte seinen Magen über ihm bekannte und verträgliche McDonald's Burger zum normalen Essen zurück.

Freitag Nachmittag aßen wir im Mercado Central von Santiago zu Mittag, wobei wir mit unseren Tischnachbarn ins Gespräch kamen. Ein chilenisches Ehepaar, das einmal in Deutschland gelebt hatte und ihre Kinder auf die deutsche Schule schickten, sprach uns an, woher wir kämen. Schon nach kurzer Zeit luden sie uns für den nächsten Tag nach Reñaca, in der Nähe von Viña del Mar, zum „Spießbraten“ zu sich ein. Wir versprachen anzurufen und hatten das Gefühl, dass sie es uns wirklich übel nehmen würden, meldeten wir uns nicht. Im Anschluss an diese Verabredung zogen wir gleich in eine der vielen Einkaufsstraßen von Santiago, um wenigstens ein anständiges Hemd und eine Bluse für die anstehende Einladung zu erstehen. Diese Investition sollte sich auch für Weihnachten und Silvester lohnen! Gleich am Abend trugen wir unsere neuerstandenen „Edel“-Oberteile (immerhin waren sie weder sportlich noch Funktionswäsche!) zu einer Verabredung in Bellavista. Wir trafen den Freund eines Kollegen, Peter, der freundlicherweise als Kontaktadresse für Probleme aller Art in Chile fungierte. Wir verabredeten uns telefonisch und auf seine Frage, wie wir uns erkennen würden, musste ich lachen: „Na ja, wir sehen relativ sportlich aus!“, was auf unsere einzigen langen Hosen, die Trekkinghosen und unsere besten Schuhe, die Fahrradschuhe, bezogen war.

Am folgenden Tag fuhren wir nach Viña del Mar. Von dort aus riefen wir die nette Familie an, um herauszufinden, ab wann wir zu ihnen kommen sollten. Anscheinend warteten sie schon auf uns und boten uns an, uns sofort abzuholen, so dass uns kaum Zeit blieb, noch einen guten Pisco zu kaufen und in unsere Hemden zu steigen. Die Familie freute sich offensichtlich über unsere Ankunft und uns wurde ein großes Mittagessen vorgesetzt. Dazu hatten wir die Möglichkeit, typisch chilenische Getränke kennen zu lernen. Neben Pisco und Pisco (Pisco plus Cola) gab es eine Rotweinbowle mit Erdbeeren. Der Familienvater zeigte uns seinen kleinen botanischen Garten, in dem er chilenische Bäume züchtet. Zwei Freunde der Familie waren auch noch da und wir unterhielten uns sehr gut. Am Abend bestand die Familie darauf, dass wir über Nacht blieben, was wir auch gerne taten. Sonntagmorgen machten wir uns daran, unsere Sachen zu packen, um uns nach dem Frühstück zu verabschieden. Aber da erhob der Familienvater Einspruch und sagte, sie würden uns jetzt Valparaiso zeigen.

Außerdem bestanden sie darauf, dass wir zum Mittagessen wieder zurück kämen. Nach einer schönen Hafenrundfahrt besuchten wir eine Freundin der Familie, die in einem für Valparaiso typischen Haus lebt. Schon vor dem Mittagessen gab es wieder etwas alkoholisches zu trinken, was uns etwas zu schaffen machte. Vaina ist ein Getränk aus Vino Añejo (port-ähnlich) verquirlt mit Ei und etwas Zimt - ein typisches chilenisches Weihnachtsgetränk. Nach dem Mittagessen mit dem typisch chilenischen Nachtschmoll Mote con Huesillo (getrocknete Aprikosen in Sirup mit Weizenkörnern) stand gleich der nächste Punkt auf dem Programm: Carola, die Schwester, wollte uns die Strände nördlich von Reñaca zeigen. Nach einer schönen Tour bis kurz vor Zapalla mit Carola und ihrer Tochter Beatriz kamen wir erst recht spät wieder in Reñaca an, so dass es zu spät war, nach Valparaiso zu fahren und dort ein Hotel zu suchen. So blieben wir bis Montagmorgen – und das, obwohl wir ursprünglich zum Mittagessen eingeladen waren!

Santiago-Rancagua

Nach unserer Woche Pause vom Radfahren verschliefen wir unseren geplanten frühen Start aus Santiago, starteten dann aber mit Volldampf durch über die stark befahrenen Straßen der Großstadt in Richtung Concha y Toro Weingut, das südwestlich vor den Toren der Stadt liegt. Tatsächlich schafften wir es pünktlich zur 11.30h Führung in englischer Sprache. Der Pförtner passte auf unsere Räder auf, während wir das Weingut besichtigten. Die Führung begann mit einem Glas Chardonnay im wunderschön angelegten Park des Weingutes. Ein eigenes, edles Glas hatten wir mit den 4USD Eintritt erworben. Die Weinprobe stellte drei Weine der Marke „Trio“ von Concha y Toro vor: auf den Chardonnay folgte ein Merlot und zuletzt ein Cabernet Sauvignon. Wir besuchten den berühmten Teufelskeller, nach dem eine mittelmäßige Marke von Concha y Toro benannt ist (Casillero del Diablo). Der Legende nach war der Gutsherr es leid, dass seine Angestellten sich an seinem Wein vergriffen und setzte daher das Gerücht in die Welt, in diesem Keller wohne ein Teufel. Concha y Toro ist Chiles größtes und ältestes Weingut (1880 gegründet). Nach den drei Weinen stürmten wir die Bäckerei, die dem Weingut gegenüber lag und aßen ein ordentliches Mittagessen, bevor wir wieder auf die Räder stiegen. Nach etwa 30km gelangten wir zu Chiles zweitgrößtem und ebenfalls traditionellem Weingut Santa Rita, welches auch wunderschön angelegt ist. Im Zentrum des Weinguts liegt ein altes Landhaus mit einem sehr gepflegten kleinen botanischen Garten. Auch Santa Rita hat einen nach einer Legende benannten Wein: die Marke „120“ erinnert daran, dass die Gutsbesitzerin in Zeiten des Widerstands gegen die Ureinwohner 120 Soldaten im Keller versteckt gehalten hatte.



Foto 21: Weingut Santa Rita

Als wir das Weingut verließen, hielten uns ein paar Minenarbeiter auf, die dort offensichtlich zum Mittagessen gewesen waren, und stellten uns ein paar Fragen, woher wir kämen, wohin wir fuhren, etc. Als ich sagte, wir wollten bis Punta Arenas (im äußersten Süden Chiles), drehte der eine sich um und rief Tim zu: „Oye, flaco, comete algo! Si no, no vas a llegar a Punta Arenas!“, was so viel heißt wie: „Bohnenstange, schieb Dir mal ordentlich was hinter die Kiemen, sonst kommst nicht bis Punta Arenas!“

Bei unserer Ankunft in Rancagua trafen wir gleich zweimal auf chilenische Freundlichkeit. Auf unserem Weg in die Innenstadt fragten wir einen Fahrradfahrer, wie wir am besten ins Zentrum kämen. Er sagte: „Fahrt mir einfach hinterher“ und brachte uns ins Zentrum. Kaum hatten wir unsern kleinen Plan von Rancagua im Turistel ausgepackt, wurden wir von einem Chilenen bestürmt, der sich große Mühe gab, eine Kurzbeschreibung von jedem Hotel in Rancagua zu liefern, damit wir uns optimal entscheiden könnten.

Die Seenregion (Temuco bis Villarica)

Wir verließen Temuco, die Stadt in der Köche Pasta mit Meeresfrüchten als „Pasta con Salsa Margarita“ auftischen, ausgeruht und voller Energie. Der Tag begann kühl –es war deutlich zu merken, dass wir uns nun schon relativ weit im Süden Chiles befanden. Über eine perfekt asphaltierte Straße sausten wir schon vor dem Mittagessen 60km nach Osten in Richtung Nationalpark Conguillio. In südlicher Richtung tauchte immer wieder der Vulkan Villarica auf. Inmitten der üppig grünen Vegetation sah dessen schneebedeckte Spitze unwirklich aus. In Cunco füllten wir unsere Wasser- und Lebensmittelvorräte nochmals auf. In einem kleinen Restaurant fragten wir nach etwas zu essen. Die Auswahl war umwerfend: Cazuela de Pollo – Hühnersuppeneintopf. Die Bedienung im Restaurant hatte wohl Mitleid mit mir aufgrund meines verschwitzten Aussehens und fragte, ob ich die Toilette benutzen wollte. Tim wurde gar nicht gefragt. Ich wurde daraufhin durch das Restaurant, durch das Wohnzimmer und so etwas wie einen begehbaren Kleiderschrank/Schlafraum geführt. Hinter einem Vorhang befand sich dann auch das Bad – offensichtlich nicht nur die Gästetoilette, was ich auf die herumliegende Unterwäsche zurückführte. Nachdem die Bedienung uns das Essen serviert hatte, fragte sie, ob wir noch etwas wollten, ansonsten würde sie sich dann zurückziehen. Wir entließen sie in die Siesta. Der Restaurantbesitzer hinter der Theke ließ es sich auch nicht nehmen, uns noch ein paar gutgemeinte Ratschläge und grob-geschätzte Kilometerangaben mit auf den Weg zu geben. So wussten wir dann schon, dass zwei Drittel des Weges zur nächsten Ortschaft mittlerweile geteert waren. Die nächsten 20km flogen wir auf der allerfeinsten Straße, die wir bis dorthin in Chile befahren hatten mit Rückenwind dahin. Der Vulkan Llaima linkerhand unserer Route begeisterte uns, da aus seinem Krater permanent Rauch aufstieg. Der 3.125m hohe Vulkan ist der aktivste aller südamerikanischen Vulkane. Kurz vor dem Ende der asphaltierten Strecke sahen wir schon von weitem zwei Fahrradfahrer. Beim Näherkommen erkannten wir Maria und Wieger, die wir zuvor in Los Andes im Haus von Eric Savard getroffen hatten. Sie empfahlen uns die „Laguna Verde“ im Nationalpark Conguillio als perfekten Zeltplatz und warnten uns vor sehr schlechten Wegen im Park. Sie hatten recht, nach angenehmen ersten 10km im Park auf plattgewalzten Wegen näherten wir uns dem Vulkan über Wege aus Vulkanasche. Die feinen schwarzen kleinen Lavastücken machten das Fahren sehr anstrengend. Die Räder blieben immer wieder stecken und zwangen uns zum Absteigen. Inzwischen hatten wir auch schon gute 100km an diesem Tag zurückgelegt. Als letztendlich die Laguna Verde vor uns auftauchte, war uns jedoch sofort klar, dass sich die Anstrengung gelohnt hatte. Der kleine tiefblaue See mit kristallklarem, eiskalten Wasser inmitten einiger dunkelgrüner Bäume hob sich stark ab von der schwarzen Vulkanasche und dem mittlerweile sehr nahen Osthang des Vulkans Llaima, der mit seiner schwarz-violetten Färbung und weißen Spitze schon in sich einen tollen Kontrast lieferte. Wir genossen den Sonnenuntergang und die Wärme eines kleinen Lagerfeuers.



Foto 22 & 23: Im Nationalpark "Conguillio"

Der nächste Morgen begrüßte uns mit Nebel. Schon bald durchbrachen erste warme Sonnenstrahlen die Schwaden und enthüllten wieder die klaren, intensiven Farben unserer Umgebung, die uns schon am Vortag in ihren Bann gezogen hatten. Nach wenigen hundert Metern veränderte sich die Landschaft. Die vulkanaschene Kargheit wurden nun abgelöst von Araukarienwäldern. Araukarien gehören zu den ältesten Bäumen der Welt (sowohl im Sinne der Evolution als auch Alter der Bäume an sich; im Park befinden sich Bäume im Alter von 600-1.200 Jahre). Der kleine „Regenbogensee“ (Laguna Arco Iris) und der Lago Conguillio hatten ebenfalls glasklares Wasser. Da die Straße zum Teil sehr sandig war, kämpften wir uns nur langsam voran. In einem kleinen Laden am Lago Conguillio machte sich die Vorsaison wieder einmal bemerkbar. Außer ein paar Keksen und Coca-Cola gab es nicht viel zu kaufen. Wir genossen diesen sehr warmen Tag und freuten uns über unser erstes Schneefeld, welches wir mit dem Fahrrad befahren konnten. Als wir den Nationalpark verließen, wurde die Straße für 10km richtig schlecht. Sehr grober Schotter hielt uns davon ab, die Talabfahrt zu genießen. Nach sich lange ziehenden 50km kamen wir nach Curacautin – einem wenig attraktiven Dörfchen. In einem relativ fiesen Restaurant unterbrachen wir die Kellnerin in ihrer Zigaretten-Lethargie durch unsere Bitte, uns etwas zu essen zu machen. Sie servierte uns ein Churrasco. Wir beschlossen lieber nicht in diesem Ort zu bleiben und fuhren weiter. Beim „Salto del Indio“, einem Wasserfall, folgten wir den Schildern, die Touristen anlocken sollten. Der geschäftstüchtige Chilene bot uns gleich eine gemütliche Cabaña (ein Ferienhäuschen) aus Holz und mit Feuerstelle an, der wir nicht widerstehen konnten.

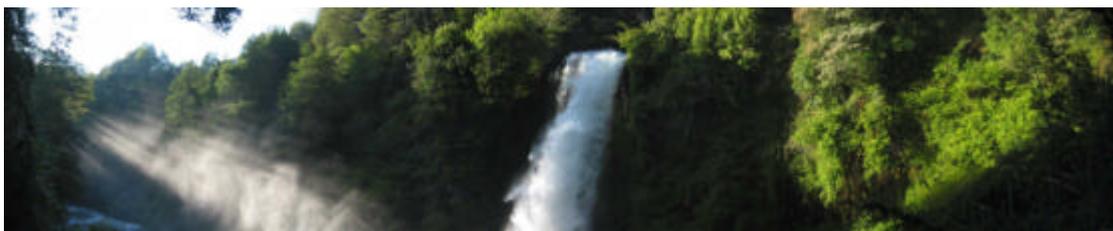


Foto 24: Wasserfall "El Indio"

Die folgende Strecke führte am Vulkan Lonquimay vorbei. Wir entschieden uns für die Cuesta Los Raices. Die Alternative wäre gewesen, durch den längsten Tunnel Chiles zu fahren, wovon Polizisten, die wir um ihre Meinung fragten, abrieteten. Die Cuesta war sehr schön zu fahren und bot Blicke auf den Vulkan Lonquimay. Oben angekommen, konnte man bis Argentinien sehen. Nach dem kleinen Ort Lonquimay hielten wir uns Richtung Nationalpark Laguna Galletue. Für die Chilenen gehört dieser Teil des Landes geographisch rein theoretisch schon zu Argentinien, da man auf der Reise nach Westen an dieser Stelle schon den Hauptkamm der Kordilleren überschritten hat. Nach einer weiteren Steigung (Cuesta La Fusta) waren die Beine schon ziemlich müde und wir freuten uns auf einen Zeltplatz am Galletue-See. Wir fuhren durch Araukarien-Wälder und an Pehuenche (Ureinwohner) Reduktionen vorbei. Die Landschaft zeigte immer wieder die Spuren vulkanischer Aktivität. Der Weg selbst bestand aus kommpakterter Vulkanasche. Endlich erreichten wir den See,

aber weit und breit war kein Zugang möglich. Wir folgten der Straße um den See herum. An einer Stelle war ein Hinweisschild für einen Campingplatz angebracht. Angegebene Distanz: 9km. Nach 14km sahen wir ein ungepflegtes Schild „Camping“ und befuhren das Grundstück am See. Uns erwartete der am wenigsten schöne Campingplatz unserer Reise. Zwar konnten wir an einem kleinen Strand am See campen, aber obwohl der degenerierte, übergewichtige Campingplatzbetreiber uns 3.000 Pesos (€4.50) abknöpfte, gab es weder Toiletten noch duschen. Von den Holztischen war kein einziger mehr brauchbar.

Am nächsten Tag schien es, als sei unsere unglaubliche Wetterglückssträhne nach fast zwei Monaten nun vorbei, denn der Tag begann mit Regen. Das Wetter und unsere Laune hellten sich an der Laguna Icalma zwischenzeitlich etwas auf, bevor es wieder anfang zu schütten. Die Laguna Icalma, ganz in der Nähe der argentinischen Grenze, liegt sehr schön. Angesichts des kalten Wetters konnten wir uns jedoch wenig dafür begeistern. Am späten Nachmittag erst klarte der Tag auf. Als wir am Lago Colico ankamen, freuten wir uns sehr über die warmen Sonnenstrahlen und sprangen sogar noch zum Schwimmen in diesen glasklaren See, der ganz ruhig zwischen bewaldeten Hängen lag.

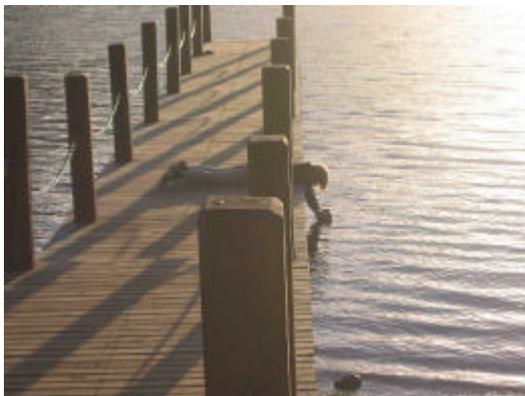


Foto 25: Abwasch

Für die Weiterfahrt nach Villarica empfahl ein Chilene einen Weg um den Lago Caburga herum. Da in unserer Karte nur ein Weg eingezeichnet war, der sehr weit und lange um den See herumführt und zudem nur für 4WD Fahrzeuge geeignet war, entschieden wir uns für die direkte Strecke nach Villarica. Diese führte an landwirtschaftlichen Betrieben vorbei und war im ersten Teil so flach, dass wir uns nach Holland versetzt fühlten. Die Vegetation erinnerte immer wieder an Mitteleuropa, nur die Vulkane im Hintergrund und die phantastisch glasklaren Seen passten nicht ganz zu dieser Vorstellung. Als die wohl schlechteste Straße Chiles empfanden wir die letzten 12km zwischen Pedregoso und Villarica. Auf dieser Strecke holten wir uns auch unsere ersten zwei Platten auf dieser Reise - nach mehr als 2.000 zurückgelegten Kilometern!.

Villarica

Villarica erinnert angeblich an die Schweiz. Spätestens der im Hintergrund liegende Vulkan Villarica lässt diesen Vergleich hinken. Sicherlich, in Villarica steht das nette Biker- & Backpackerhostal „Torre Suiza“ der Schweizer Claudia und Beat, die selber mit dem Fahrrad um die Welt gefahren sind. Dort trafen wir auch die beiden Holländer Maria und Wieger zum dritten mal wieder. Kulinarisch gab Villarica einiges her - wir erfreuten uns vor allem an einem Schokoladenladen. Im Supermarkt gab es Schwarzbrot und Vollkornbrot zu kaufen Lachs war unglaublich billig (€0.50 pro Kilo). Am ersten Abend kochte Wieger für neun Leute ein tolles Abendessen, besser als alles was wir bisher in den üblichen chilenischen Restaurants zu essen bekommen hatten! Nachdem sie vorher in der Küche zu mir gesagt hatten, Tim sei wirklich sehr dünn geworden, stellte Wieger ihm beim Abendessen wortlos eine Riesenportion Sahnenukeln mit dem größten Stück Lachs hin.

Von zwei Schweizern im Hostal wurde Tim zum Angeln inspiriert. Er erfragte genaue Informationen bezüglich der Angelrute, Köder und Lizenzen. Also machten wir uns eines Abends zum empfohlenen Angelausrüster auf den Weg und erstanden eine kleine, aber feine teleskopische Angelrute und ein paar Löffel. Wir waren gerade noch dabei, uns die ersten Tipps & Tricks erklären zu lassen, da kam ein junger Chilene in den Laden, und bot uns an, uns zu einer Angelausfahrt am nächsten Morgen mitzunehmen. Als ich hörte, dass es um 5Uhr morgens losgehen sollte, beschloss ich zunächst, Angeln sei definitiv kein Sport für mich. Der Chilene, Gonzalo, sah wohl meinen entsetzten Gesichtsausdruck und sagte: „In Chile ist man nie zu spät für zwei Dinge: die Kirche und das Angeln.“ Ich ließ mich von beiden breitschlagen mitzukommen, um zu übersetzen. Gonzalo begleitete uns zu unserem Hostal zurück und ließ sich unser Zimmerfenster zeigen. Tatsächlich weckte er uns am nächsten Morgen mit zwei Steinchen. Um 7.00h waren wir auf dem Wasser. Sein Boot war eine helle Freude. So dachte ich: „Gut, dass ich mit dabei bin“. Ein dritter Mann war stark gefragt: Gonzalo ruderte, Tim hielt die Angel ins Wasser und ich war permanent damit beschäftigt, das eindringende Wasser mit einer abgeschnittenen Plastikflasche aus dem Boot zu schippen! Erst als Gonzalo ein paar Plastikfetzen in die Lecke stopfte, konnte ich das Schipptempo ein bisschen runterfahren. Tim fing bald einen Lachs (der sich beim Kochen als Forelle entpuppte). Leider fing es an zu regnen und wir verbrachten drei kalte Stunden auf dem See im Regen. Als wir endlich landeten, merkte ich erst, wie kalt mir war. Wir rannten zur Jugendherberge zurück und stellten uns unter die heiße Dusche. Minutenlang spürte ich nicht, ob das Wasser heiß oder kalt war. Wir verkrochen uns ins Bett und erst nach langer Zeit konnte ich aufhören zu zittern. Ich glaube, mir war noch nie so kalt im Leben.

Vulkan Villarica

Nachdem wir so viele Vulkane gesehen hatten, nutzen wir die Gelegenheit, den Vulkan Villarica zu besteigen. Dazu schlossen wir uns einer organisierten Tour an. Der Villarica ist ca. 2.800 m hoch und technisch nicht anspruchsvoll. Zwar stiegen wir im Pulk hintereinander und mit anderen Pulken auf den Gipfel, aber der Gipfel und die Aussicht lohnten auf jeden Fall diesen Seitensprung in den Nicht-Individualtourismus. Die letzten Meter vor dem Gipfel setzten wir die mitgebrachten Eispickel ein. Wir krochen in gebückter Haltung über die Kante vor dem Gipfel, da der Wind oben sehr stark war. Schwefelgestank schlug uns entgegen. Wir warteten ein paar Minuten in der Eiskälte (-14 Grad nach Angaben unseres Bergführers), bis der Wind leicht drehte, damit wir um den Krater herumlaufen konnten, ohne in den beißenden Dampf zu kommen.



Foto 26: -14Grad auf dem Vulkan Villarica

Auch wenn wir aufgrund des Rauches nicht den ganzen Krater sehen konnten, konnte man immer wieder einen Blick auf die steilen Kraterinnenwände werfen. Den Boden des Kraters bekamen wir nicht zu Gesicht. Der Ausblick war phantastisch, man überblickte den gesamten Lago Villarica, sah Pucon und den See Caburga, die Vulkane Lonquimay und Llaima. Auf die argentinische Seite konnte man wegen des starken Rauches nicht blicken. Der Abstieg vom Vulkan fiel allen recht leicht: wir rutschten auf dem Hosenboden durch einen Schneekanal

hinunter. Da der Schnee im unteren Teil schon sulzig war, wurden wir dadurch recht nass, trotz Gamaschen und Plastikhose. Es war aber ein Riesenspaß und konnte gar nicht schnell genug gehen.

Von Villarica nach San Martin de los Andes (ARG)

Nachdem wir in Villarica einen Regentag ausgesessen hatten, machten wir uns auf den Weg nach Süden durch das wunderschöne Sieben-Seen Gebiet. Über Lican Ray am Lago Calafquen weiter nach Coñaripe. Dort nahmen wir uns mit zwei Schweizer Paaren, die wir schon aus Villarica kannten, und einem Paar aus Dresden in einem „Öko-Resort“ (ein paar schöne Holzhütten auf einer Flussinsel) zwei Cabañas. Tim nutzte die Gelegenheit, um noch mehr Angel-Know-how zu erwerben. Die Schweizer und Dresdner hatten sehr viel mehr Zeit als wir und reisten mit vermindertem Tempo im Vergleich zu uns. Vor unserer Weiterreise zeigte der eine Schweizer uns noch, wie man die Feineinstellung der Shimano-Schaltung vornimmt. Dabei trat ich aus Versehen einem Hund, der um uns herumwuselte auf die Pfote, wofür ich mich gleich durch ein paar Streicheleinheiten bei ihm entschuldigte. Als wir über die Brücke die Insel verließen, folgte uns der Hund. Wir waren sicher, er würde bald umdrehen. Da es für uns eine ganze Weile den Berg hinaufging (Cuesta los Aniques), hielt der kleine Mischling jedoch problemlos mit. Oben angekommen, nahmen wir uns vor, ihn durch schnelles Abfahren abzuhängen, damit er es nicht zu weit zurück hätte. Die Straße war zu schlecht und der Hund zu schnell. Wir wurden ihn nicht los. Er fiel zwar immer wieder zurück, aber kaum hielten wir für einen Snack, tauchte er wieder auf. Die Straße ist völlig unbefahren und führt sehr schön an verschiedenen Seen vorbei. Am Lago Neltume machten wir Mittagspause. Unser Begleiter kühlte sich erst die heißgelaufenen Pfoten und trank in einer Pfütze, dann legte er sich brav neben uns und wartete, bis wir fertig waren. Auch die nächsten 20km folgte er uns immer tapfer. Am späten Nachmittag kamen wir in Puerto Fuy am Lago Pihueico an, von wo wir am folgenden Morgen ein Boot zur argentinischen Grenze am anderen Ende des Sees nehmen wollten. Wieder kühlte sich der Hund die Pfoten im See. Tapfer legte er sich mit den fünf Hunden des Hostals, in dem wir blieben, an und behauptete damit sein Recht, bei uns zu bleiben. Wir kauften ein Stück Fleisch im einzigen Dorfladen, da wir der Meinung waren, nach 50km und 1.200 Höhenmetern bräuchte der Hund etwas zu fressen. Als Tim abends noch mal Angeln ging, begleitete der Hund ihn, ohne von seiner Seite zu weichen. Die Nacht über schüttete es. Als wir morgens durchs Fenster neben der Eingangstüre lugten, saß der Hund auf der obersten Stufe der Treppe und regte sich, als er die Bewegung wahrnahm. Als er aufstand, wurde ein trockener Fleck auf der Treppe sichtbar. Er hatte sich also die ganze Nacht nicht davon bewegt trotz Regen! Der Herbergsbesitzer redete auf uns ein, wir sollten dieses treue Kerlchen mitnehmen und er würde bestimmt auch 100km am Tag schaffen. Leider war uns aber klar, dass wir ihn auf keinen Fall über die Grenze mitnehmen konnten. Als wir auf die Fähre stiegen, gaben wir ihm eine Wurst (ich hatte die Dame des Lebensmittellädchens im Morgenmantel rausgeklingelt), aber er blieb auch freiwillig lieber an Land. Sein Geheule war laut und lang und herzerreißend, als die Fähre ablegte und wir ihn und er uns verschwinden sah.



Foto 27 & 28: "Unser" Hund

Am anderen Ende des Sees angekommen erledigten wir die chilenischen Formalitäten in Pirihueico und wenige Kilometer später im argentinischen Grenzposten Hua-Hum. Schon auf der Überfahrt war ein Fahrradfahrer mit uns gereist. Dave aus den USA fuhr uns nun auf dem Weg nach San Martin de los Andes immer wieder über den Weg. Die Straße führt auf der argentinischen Seite zunächst am Lago Lacar entlang. Nach einer kurzen Pause an der Hosteria Hua-Hum folgten uns plötzlich die zwei Spaniel der Hosteria. Da sie immer wieder im Unterholz des Waldes verschwanden, waren ihre Schlappohren bald voller Kletten. Nach 20km hielt ein Jeep an, dessen Insassen die Hunde erkannt hatten und luden sie kurzerhand auf, um sie wieder zur Hosteria zurückzubringen.

San Martín de los Andes und die Sieben Seen

Die Einfahrt nach San Martin de los Andes ist sehr schön, da man sich der Stadt von oben nähert. Überall blühte Hibiscus. In San Martin setzten wir uns – nach einem köstlichen und sehr günstigen Mittagessen – mit Rudolph, einem Freund von mir, in Verbindung. Wahrscheinlich überfielen wir ihn ein wenig, da wir uns nur sehr vage vorher angekündigt hatten. Er unternahm eine tolle Tour mit uns durch das argentinische Sieben-Seen Gebiet in den Nationalparks Lago Lacar und Nahuel Huapi. Beide Parks beeindrucken mit wunderschöner, ursprünglicher und zunehmend rauer Natur. Wir befanden uns mittlerweile in Patagonien! Mir gefiel Lago Falkner sehr gut. Rudolph erzählte uns von einem cleveren Trick der Natur, der die Fortpflanzung der Rohrpflanze Caña sichert: Die Samen der Rohrpflanze werden von Ratten gefressen, die daraufhin Durst bekommen. Trinkt die Ratte Wasser gegen Durst, quellen die Samen in der Ratte auf und führen dazu, dass die Ratte explodiert und stirbt. Die verwesende Ratte düngt den Samen, der dadurch natürlich besser gedeiht.



Foto 29: Lago Lacar bei SM de los Andes

Am Lago Traful zeigte uns Rudolph eine Felskante, an der immer so ein starker Wind bläst, dass man leichte Gegenstände fallen lassen kann, die vom Wind dann wieder nach oben geblasen werden. Der Geldschein kam zwar wieder nach oben, aber flog weit über unsere Köpfe hinweg! Mit Rudolph entdeckten wir noch viele weitere schöne Fleckchen im Park, z.B. den Paso Cordoba, die alte Verbindung zwischen San Carlos de Bariloche und San Martin de Los Andes, bevor es die Asphaltstraße gab.



Foto 30: Blick auf den Nahuel Huapi

San Carlos de Bariloche und Llao Llao

Von vielen Reisenden hatten wir gehört, Bariloche sei keine schöne Stadt, doch uns gefiel sie recht gut. Um Weihnachten schön zu verbringen, mieteten wir uns eine kleine Wohnung mit Blick auf den Nahuel Huapi See. Als wir am 23. Dezember in Bariloche ankamen, piff ein eisiger Wind – von Sommer keine Spur. Angesichts der vielen Schokoladenläden in der Stadt, kam sogar etwas Weihnachtsstimmung am. Am 24. Dezember schien jedoch wieder die Sonne und wir erkundeten in sommerlicher Wärme den Gutierrez-See am Fuße des Skigebiets. Wir erlebten das entspannteste Weihnachtsfest unseres Lebens! Fast zu entspannt, denn als wir um kurz nach 19.00h beim Supermarkt eintrafen, hatte dieser schon zu! Wir hatten uns schon genau überlegt, wie unser Weihnachtsessen aussehen sollte. Einem Argentinier passierte das gleiche wie uns. Er bot uns an, uns zu einem anderen Supermarkt mitzunehmen. Erst beim 3. Versuch klappte es. Mittlerweile befanden wir uns mindestens 10km von unserer Wohnung entfernt. Er war aber sogar so freundlich, in den Supermarkt zurückzukehren, da wir etwas länger brauchten als er, um uns zu fragen, ob er uns wieder mit zurück nehmen könne. So konnten wir dann doch noch unser selbstgekochtes Weihnachtsessen genießen. Damit wir nicht ganz ohne Geschenke würden feiern müssen, hatte Tim am Vortag vorgeschlagen, dass wir uns für 30min in der Stadt trennten, um für den anderen ein Geschenk für 20 Pesos zu kaufen (ca. €6). Wie gesagt, ein völlig stressfreies Weihnachten!

Am ersten Weihnachtsfeiertag fuhren wir nachmittags bei Regen nach Llao Llao, da wir für den Folgetag ein Bootsticket gekauft hatten. Das Boot sollte sehr früh in Puerto Pañuelo, Llao Llao starten. In Llao Llao steht eines der besten und schönsten Hotels Südamerikas. Als wir völlig durchnässt dort ankamen, fuhren wir vor und fragten nach dem Preis. Tim kam – immer noch triefend – aus dem Hotel zurück und sagte nur: „Das ist nicht unsere Preisklasse“. Die Hosteria Katy zwei Kilometer zurück schon eher. Wir klingelten pitschnass an der Tür und Dave, der Amerikaner, öffnete uns die Tür. Auch er hatte ein Ticket für den nächsten Tag gekauft. Die sehr altmodische Herberge wurde von einem älteren Paar Slovenen betrieben. Der Hausherr stellte sich gleich als „Antonio“ vor und bot uns einen Tee zum Aufwärmen an. Wir machten es uns nach einer heißen Dusche im Wohnzimmer bequem und Antonio spendierte uns ein paar europäische Weihnachtsplätzchen. Es kam richtige Weihnachtsstimmung auf, während es draußen weiter schüttete. Der deutsche Schwiegersohn freute sich auch über etwas Gesellschaft und zeigte uns abends Dias von einer seiner Patagonienreisen. Als es am frühen Abend aufhörte zu regnen, wollte Tim fischen gehen. Da er für Argentinien aber keine Lizenz hatte, erkundigte er sich bei Adriana, der Tochter des Hauses, wie strikt die Argentinier es mit den Kontrollen handhaben würden. Zufällig war der Kontrolleur ein guter Freund von ihr. Ohne zu zögern rief sie ihn an und fragte ihn nach Kontrollen. Die klare Antwort lautete: „Nein, heute nicht.“

Cruce de los lagos (Lago Nahuel Huapi-Lago Frias-Lago Todos Los Santos)

Der „Cruce de los lagos“ ist eine organisierte Grenzüberfahrt zwischen Argentinien und Chile über drei verschiedene Seen. Als Fahrradfahrer zahlten wir einen reduzierten, aber immer noch saftigen Preis und durften die Strecken zwischen An- und Ablegestellen jeweils mit dem Fahrrad bewältigen. Die erste Hälfte des Tages war leider auch noch verregnet. Dennoch war die Abfahrt von Llo Llo über den Lago Nahuel Huapi schön, auch wenn wir den Vulkan Tronador nicht zu Gesicht bekamen. Zwischen der ersten Anlegestelle Puerto Blest und der Ablegestelle am Lago Frias lagen nur 3km Straße. Leider fing es genau in dem Moment, in dem wir das Boot verließen, wie verrückt an zu regnen. Die Überfahrt über den Lago Frias verlief trocken – wir konnten ein paar Sonnenstrahlen und den Blick auf Felswände über türkisgrünem Wasser genießen. Noch während wir im Zollhäuschen unseren argentinischen Ausreisestempel holten, fing es wieder an zu schütten. 4km Steigung warteten auf uns, die wir schnellstmöglich hinter uns brachten, da wir keine Lust hatten, das dritte Boot zu verpassen. Wir hatten in Reisebeschreibungen gelesen, die 32km zwischen dem Lago Frias und Lago Todos los Santos seien kaum in der Zeit zu schaffen, dass man das dritte Boot bekommt. Wir strampelten schnell und schluckten eine ganze Menge Schlamm, da es immer noch nicht aufgehört hatte zu regnen. An einem Polizeiposten wurden wir hineingebeten – den Grund dafür haben wir nicht verstanden. Uns wurde bald klar, dass wir das dritte Boot auf jeden Fall bekommen würden, da uns der Bus erst kurz vor unserer Ankunft in Peulla am Lago Todos los Santos einholte. Wir drei Fahrradfahrer (mit Dave) passierten die chilenische Grenze als letzte. Noch hatten wir nicht alle organischen Produkte vertilgt, da hatten es die Grenzer plötzlich eilig und winkten uns hinein. Der Zuständige für die Kontrolle der Einfuhr von pflanzlichen und tierischen Produkten hatte gesehen, wie ich in einen Käse biss. Als ich vor ihm stand mit meinem Zettel, auf dem ich bestätigte, dass ich keine chile-kritischen Produkte einführe, fragte er mich lediglich, ob ich meinen Käse aufgegessen habe. Dann ließ er uns passieren. Die entstehende Wartezeit in Peulla (knapp 3h!) verbrachten wir vor einem Kamin, wobei wir uns bemühten, einigermaßen zu trocknen. Dave hielt seine Socken mit Hilfe eines Schürhakens übers Feuer.

Die Fahrt über den See Todos los Santos war schön. Das Wetter wurde zusehends besser. War es beim Ablegen noch bewölkt, strahlte bei unsere Ankunft schon die Sonne und sorgte für sommerliche Wärme. Der See hatte wieder eine andere Färbung als die zwei vorherigen. Auf dem See verlangsamte das große Schnellboot, auf dem wir fuhren, zweimal die Geschwindigkeit, um auf dem See weitere Mitreisende aufzunehmen. Viele der Orte um den See herum sind noch nicht von Straßen erschlossen, so dass das Aufspringen auf das Schnellboot die einzige Transportmöglichkeit ist. Auf gleiche Art wird Post aufgegeben. Wie unser Tourist berichtet, erfolgt die Postabholung anders: Vom Schnellboot werden Sendungen in aufgeblasene Plastiktüten ins Wasser geworfen, woraufhin die Anwohner des Sees schnell rudern müssen, um ihre Post zu angeln. Wir sahen einen sehr schönen Wasserfall und die traumhafte Privatinsel des Firmenbegründers der „Cruce de los lagos“-Überfahrt. Wir näherten uns immer mehr dem Vulkan Osorno, an dessen Fuß wir am späten Nachmittag in Petrohue ausstiegen. Nach wenigen Kilometern passierten wir die Petrohue-Wasserfälle, die durch die Farbkontraste besonders schön sind: kristallklares, hellblaues Wasser, das weiß-schäumend über schwarzes Lavagestein sprudelt und fällt. Informationstafeln zufolge waren der Lago Todos los Santos und der Llanquihue früher ein See, bevor sie durch einen Ausbruch des Vulkans in zwei Seen unterteilt wurden. Dazwischen liegen heute die Saltos de Petrohue. Wir fuhren durch offensichtlich vulkanisch geprägtes Gebiet ab bis zum Ufer des Lago Llanquihue, wo wir in Ensenada ein schönes Plätzchen zum Zelten am Fuß des Vulkans fanden.



Foto 31 & 32: Am Vulkan Osorno

Ensenada – Puerto Montt

Die Strecke von Ensenada nach Puerto Montt führt über Puerto Varas. Um den Lago Llanquihue hat der noblere Tourismus Einzug gehalten. Uns versöhnte der lange anhaltende Blick auf den Vulkan Osorno, der sich bis hinter Puerto Montt nicht unserem Blick entziehen sollte. In Puerto Varas sahen wir uns einige der vielgerühmten historischen und typischen Häuser der Kolonialzeit an. Sonst begeisterte uns die Stadt kaum (außer durch ein für chilenische Verhältnisse sehr gutes Mittagessen im Lokal „Gordito“). Wir fuhren weiter nach Puerto Montt. Da wir das gute Wetter nutzen wollten, nahmen wir uns in Puerto Montt nur soviel Zeit, den angeblich besten Fischmarkt Chiles zu besichtigen. Im Mercado gab es bereits die typischen Gerichte von der Insel Chiloé, was da heißt: Curanto – eine gewöhnungsbedürftige Zusammenstellung von Lachs, Muscheln und Rindfleisch, traditionell in einem Loch im Boden gekocht. Charme hatte der Markt auf jeden Fall! Erschreckend war nur die Art, in der die Inhaber der kleinen Stände wie Puppen anspringen und losplappern, wenn ein potentieller Kunde vorbeiläuft.

Isla Chiloé

Wir verließen Puerto Montt an einem herrlich warmen Nachmittag. Die 60km bis zur Ablegestelle für die Insel Chiloé in Parga fuhren wir zuerst an der Küste, dann auf der Panamericana. Die 30-minütige Überfahrt war kostenlos, was uns wunderte. Achao, der erste Ort auf der Insel, war niedlich. Uns war es nach Puerto Montt jedoch eher nach Einsamkeit. Am Fuße des Leuchturms, den wir schon auf der Überfahrt sahen, fanden wir ein abgeschiedenes Plätzchen, von dem aus wir auch permanent Seelöwen schwimmen sahen. Zudem genossen wir am Strand ein kleines Feuerchen aus Treibholz.

Wir folgten der östlichen Küste der Insel. Die Schotterstraßen führten erst über sanfte, dann über zunehmend höhere Hügel. In jeder Bucht sahen wir die Markierungen von Lachsfarmen im Wasser. In Quemchi gefiel es uns so gut, dass wir eine Nacht blieben. Das Wetter verwöhnte uns schon seit Tagen mit Sonne und Wärme – und das in einer der regenreichsten Regionen Chiles. Wir holten uns bei einem Strandspaziergang nasse Füße, da wir zu neugierig waren und den Algensammlern auf die Finger schauen wollten, die in der Bucht dort unterwegs waren. Auf der Insel Chiloé kann man an der Ostseite, im Reloncaví-Meerbusen, die höchsten Tideerleben: bis zu 8m Unterschied werden zwischen Ebbe und Flut gemessen. Auch der Ort Dalcahue und die Insel Achao gefielen uns gut. In Achao besichtigten wir die älteste Kirche des Chiloé Archipels. Eine Petition war an die UNESCO gegangen, um die Eintragung der chilotischen Kirchen als Weltkulturerbe zu erwirken. Bis zum heutigen Zeitpunkt ist der endgültige Beschluss darüber nicht erfolgt. Wir hörten immer wieder, die Kirchen hätten etwas deutsches oder zumindest europäisches an sich. Wir fanden lediglich den Aufbau mit Kreuzschiff und spitzem Kirchturm ähnlich. Die verwendeten Materialien erschienen uns vollkommen verschieden. Wellblech war unseres Wissens selten in Europas Kirchen verwendet worden.

In Dalcahue machten wir wieder Bekanntschaft mit der typisch chilotischen Küche. Ein Cancato ist ein Lachsburger, bei dem Lachs anstelle von Brot verwendet wird. Dazwischen werden Käse, Tomaten und scharfe Würstchen gestapelt und gehalten. Deftig, aber lecker.

Plangemäß und pünktlich für die Silvesternacht kamen wir in Castro, dem kulturellen Zentrum der Insel Chiloé an (wirtschaftliches Zentrum ist die Stadt Ancud, die durch ihre Nähe zum Festland geprägt ist). Nach ersten Angaben der Touristeninformation würde es jedoch eine sehr ruhige Neujahrsfeier werden. Wir suchten uns ein nettes Hotel mit tollem Blick auf die Bucht von Castro.



Foto 33: Castro auf Chiloé

Den Abend verbrachten wir in einem Restaurant, das in einem der Castro/Chiloé-typischen Häuser auf Stelzen untergebracht war. Vom neuen Jahr wurden wir etwas überrascht – als es auf unserer Uhr fünf vor Mitternacht war, fielen sich bereits alle anderen anwesenden Gäste in die Arme. Wir hatten beim Betreten des Restaurants dem Ober eine Flasche Sekt übergeben, mit der Bitte diese zu kühlen. Beflissen servierte er uns diese Flasche pünktlich um Mitternacht (obwohl wir daran gar nicht gedacht hatten, den Sekt im Restaurant zu konsumieren). Nach Mitternacht blieben wir noch kurz in dem Restaurant, in dem eine Band zu spielen begann. Als wir über die Straßen der Stadt liefen, riefen uns viele Chilenen zu „Happy new year!“. In einer Disko in der Nähe unseres Hotels schauten wir vorbei, entschieden uns dann aber doch relativ bald fürs Bett.

Wir hatten einen Flyer vom Fährunternehmen Trans Mar Chilay über das Tourismusbüro erhalten, auf dem stand: Fährbetrieb Castro-Chaitén (genau die Strecke, die wir fahren wollten) zwischen dem 1. Januar und 28. Februar jeden Mi, Sa und So. Da der erste Januar ein Mittwoch war, bildeten wir uns fast ein, die Fähre könnte schon am folgenden Tag fahren. Wir saßen zur besagten Uhrzeit am Hafen. Da sich aber nichts tat, entschieden wir uns, noch einen Tag in der Nähe von Castro zu verbringen und auf den Fährdienst der Firma Navimag um 8.00h morgens zu hoffen. Schon auf dem Weg zum Hafen sahen wir das Fährschiff in der Bucht von Castro. Wir erstanden kurz nach 7.00h unsere Tickets. Kurz vor 8.00h nähert sich der Ticketverkäufer und sagt: „Ich habe schlechte Nachrichten für euch. Das Schiff wird erst heute Nachmittag um 16.00h fahren.“ Wir waren froh, dass es überhaupt fuhr, und nutzten die Zeit für zwei Frisörbesuche. Der erste Frisör, den Tim besuchte, hatte ein originelles Konzept. Ich machte mich gerade daran, in allen Details zu beschreiben, wie Tims Mähne geschnitten werden sollte, da unterbrach mich die Frisörin mit strengem Blick und Kopfschütteln. Mit den Worten „mit diesen drei Modellen arbeiten wir“ zeigte sie auf drei klassische Schnittmodelle an der Wand. Das zweite war eine halblange Frisur, das dritte eine lange, so entschieden wir uns souverän für die erste Variante – einen Kurzhaarschnitt. Eigentlich hätten wir es uns denken können: Einheitspreis (1.500 chilenische Pesos, also ca. €2,00) = Einheitsfrisur.

Wir fanden uns früh im Hafen ein, da wir es nicht riskieren wollten, noch länger in Castro warten zu müssen. Tatsächlich fuhr das Schiff um 16.00h ab. Die Fahrt führte uns durch das schöne Archipel und wir sahen die Kirche von Chelin in Strandnähe. Erst nach 23.00h kamen wir müde und erschöpft von den vielen Eindrücken in Chaitén an.

Carretera Austral bis Coyhaique

Wir waren wieder einmal ganz heiß darauf, auf unsere Räder zu steigen und einen neuen, spannenden Teil Chiles zu erkunden. Da wir ohnehin kein Frühstück hatten, verließen wir die Herberge zeitig, kauften Proviant ein und frühstückten am Meeresarm in Chaitén. Ein Mann hatte uns ein Flugblatt zum Hanta-Virus mit warnenden Worten in die Hand gedrückt. Er meinte, es habe kürzlich einen Fall gegeben. Wir sausten voller Energie über die ersten 15km hinter Chaitén, die geteert waren. Dann befuhren wir Schotter – das Abenteuer Carretera Austral hatte begonnen. Mehrmals hatten wir die Eltern vorgewarnt, dass wir für mindestens die nächsten acht Tage nicht telefonisch zu erreichen sein würden.

Die Straße begann sehr ordentlich. Erst nach einigen Kilometern wurde sie abschnittsweise grobschottrig, war aber immer gut zu befahren. Die schmale Straße führt durch üppige Natur. Der erste Gletscher auf den Anden mit dem magischen Namen Minchimahuida begeisterte uns. Immer wieder hielten wir an, um türkisfarbene oder glasklare Flüsse zu bewundern. Schon nach 50km blieben wir am schönen Lago Yelcho hängen. Dieser See hält den nationalen Fisch-Rekord, angeblich eine 16kg schwere Forelle. Da Excursiones de Pesca (Fischausfahrten) angeboten werden, entschließen wir uns auf dem bestausgestatteten Campingplatz Chiles zu campieren und verabreden eine Fischausfahrt für den späten Nachmittag. Nach knapp zwei Stunden auf dem See wollten wir schon fast umdrehen, als eine 1kg schwere Regenbogen-Forelle anbiss. Kaum am Ufer angekommen, stand Tim fest entschlossen vor dem Fisch und zückte das Schweizer Messer, um ihn auszunehmen. Unser chilenischer Fischer ließ es sich aber nicht nehmen, uns noch mal zu zeigen, wie das genau gemacht wird. Da wir inzwischen mit Alufolie im Gepäck reisten und uns der Campingplatz-Wart sogar noch eine Zitrone schenkte, wurde das Abendessen ein Fest!



Foto 34, 35 & 36: Carretera Austral

Die Carretera Austral führte weiterhin durch schöne Landschaften. Gestärkt von unserem Fisch, fuhren wir über die Cuesta Moranda, die – so der Turistel – mit ihren 650 Höhenmetern die höchste Stelle der Carretera Austral vor Coyhaique darstellte. Die Straße zog sich wunderschön den Hang hinauf. Gleich im nächsten Ort Santa Lucia 40km weiter nutzten wir die Gelegenheit, Brot zu kaufen. Das noch warme, hausgemachte Brot schmeckte toll! Wir trafen zwei Franzosen wieder, die wir schon auf der Isla Chiloé kennengelernt hatten. Als wir mit ihnen aus Santa Lucia abfuhren, wurde uns klar, welchen Komfort unsere vorne gefederten Räder boten gegenüber den Trekkingrädern der beiden. Während wir relativ ruhig aus unseren Drahteseln saßen, hatten die beiden ganz schön zu kämpfen.

Die Straße führte an breiten Flüssen entlang. Gletscher waren an diesem Tag keine zu sehen, aber urwüchsigen Wälder, die die Straße einrahmten, waren wieder sehr schön und wieder ganz anders als die Landschaften, durch die wir kurz zuvor gefahren waren. Kaum hatten wir die Provinzgrenze zur XI. Region überquert, fiel uns auf, dass die Kilometerangaben nun nicht

mehr anstiegen, sondern statt dessen zurückgezählt wurden. Der Nullpunkt war offensichtlich Coyhaique, die Hauptstadt der Region.

Wir stellten unser Zelt wieder einmal in der Nähe eines Flusses auf. Offensichtlich hatten wir auch wieder ein Plätzchen erwischt, an dem die Einheimischen den Fluss überqueren. Wir wurden durch eine laute Unterhaltung in Zeltnähe geweckt. Zwei Campesinos (Bauern) warteten auf den Dorfchef, der mit ihnen zusammen den Fluss überqueren wollte. Sie erklärten uns, auf der anderen Seite des Flusses gäbe es zwar keine Straßenverbindungen, es sei aber wunderbar friedlich und sie hätten alles, was sie für ein ruhiges Leben bräuchten. Sie erklärten, sie würden mit einem Pferd den Fluss überqueren. Wir fragten uns schon, wie ein Pferd drei Personen über den offensichtlich tiefen und mächtigen Fluss bringen sollte. Der Dorfchef kam angeritten und das Rätsel löste sich: die drei Personen stiegen in ein kleines Bötchen, das Pferd wurde hinten an das Boot angebunden und der Hund folgte frei schwimmend. Boot und Pferd kamen nur leicht versetzt am anderen Ufer an, der Hund wurde jedoch weit flussabwärts abgetrieben und holte erst an Land wieder auf. Nach diesem morgendlichen Schauspiel fuhren wir weiter über die Carretera Austral.

Hinter dem nächsten größeren Ort, La Junta, verengte sich das Tal immer wieder, durch das wir fuhren. Ein Motorradfahrer, der alleine unterwegs war, hielt mich an und fragte, ob er sich auf der richtigen Straße nach Coyhaique befinde. Angesichts der Tatsache, dass es außer der Carretera Austral dort unten keine Straßen gibt und es dadurch praktisch unmöglich ist, sich zu verfahren, lachte ich ihn erst mal aus. Wir traten in den Nationalpark Queulat ein und passierten das Ufer des schmalen aber langen Lago Risopatron, der von gigantisch großen Pflanzen gesäumt war, mit Blättern, die man gut als Regenschirm benutzen hätte können. Von Regen war jedoch keine Spur – wieder einmal genossen wir einen sommerlich heißen Tag!

In Puyuhuapi trafen wir zum ersten Mal seit Beginn der Carretera Austral auf einen Arm des Pazifiks. Die Straße führte immer wieder an diesem Meerbusen Ventisquero entlang. Puyuhuapi ist bekannt für seinen touristischen Thermen-Komplex, den man nur per Boot erreicht. Wir fuhren an der Ablegestelle vorbei und sahen die Thermen auf der anderen Seite des Meeresarmes liegen. Ein verlockender Anblick, aber wir zogen es vor, zur „hängenden Gletscherzunge“, dem Ventisquero Colgante im Nationalpark weiterzufahren und uns die Thermen für unseren 60. Geburtstag aufzuheben. Wir erreichten den sehr ordentlichen Campingplatz am Fuße des Gletschers. Die Parkwächter wiesen uns eine der Campingbuchten zu – viel war jedoch nicht los. Die Hauptsaison hatte immer noch nicht voll begonnen. Da es zu spät war, um den 3km langen Aufstieg zum Gletscher zu beginnen, schlugen wir gleich unser Zelt auf. Wir unterzogen uns einer eiskalten Dusche, die wir nach ein paar staubigen und heißen Tagen nötig hatten. Die Hitze hatte auch Auswirkungen auf den Gletscher, immer wieder hörten wir ein lautes Knallen und Rauschen aus seiner Richtung. Der Lautstärke nach schienen immer enorme Brocken abzuberechen.



Foto 37: Gletscher "Ventisquero Colgante"

Als wir am nächsten Tag aufstiegen, verhielt der Gletscher sich viel ruhiger, was an der Nachwirkung der Kühle der patagonischen Nacht lag, die sich in den ersten Sonnenstrahlen aber wie immer schnell verflüchtete. Der sehr schmale Pfad führte durch dichten Wald und zu einem Felsvorsprung, von dem man - wie von einem Balkon - den Gletscher aus ca. 100m Entfernung sah. Er schien zum Greifen nah. Immer wieder bröckelte das eine oder andere kleine Eisstück ab. Auf einen spektakulären Abriss warteten wir jedoch vergeblich. Anscheinend trägt das Echo der umschließenden Felswände maßgeblich dazu bei, dass man unten auf dem Campingplatz lautes Getöse hört, vor Ort aber nur kleine Eisbrocken fallen sieht. Aber auch so war dieser Gletscher, der unser erster von Nahem war, ein beeindruckendes Naturschauspiel.

Die Cuesta Queulat am südlichen Ende des gleichnamigen Nationalparks, ist ein erneuter Anstieg auf ca. 650 Höhenmeter über gut angelegte 17 Kurven und ein erneutes Highlight. Die Gletscher und üppigen Schneefelder auf den umliegenden Bergen boten einen erfrischend-kühlen Anblick, den wir auf dem Weg zum höchsten Punkt immer wieder genossen. Die Temperaturen machten denen, die wir in der Atacama-Wüste gemessen hatten, Konkurrenz. Oben angekommen lachten wir über die Höhenangabe „ca. 650 Meter über dem Meeresspiegel“ – das Lachen verging uns aber bald, da wir von Riesenbremsen attackiert wurden. Zum Glück waren diese Biester nicht nur langsam, so dass wir hohe Trefferquoten erzielten, sondern hatten anscheinend auch Schwierigkeiten, auf uns zu landen, während wir mit dem Fahrrad fuhren. Wir hielten uns folglich nicht lange auf und fuhren schnellstmöglich auf der anderen Seite des Passes ab. Die Straße bot immer wieder spektakuläre Ausblicke auf Gletscher, und ursprünglich-frische Schmelzbäche stürzten neben den steilen Serpentin den Hang hinab.

Die Carretera Austral wird asphaltiert! Wir hatten schon vorher von der großen Baustelle gehört, die uns nun bevorstand. Wir wussten auch von der Sperrung des 40km langen Straßenabschnittes in der Zeit zwischen 12.00h und 17.00h und passierten den größten Teil der Strecke am späten Nachmittag, so wurden wir nicht von den noch arbeitenden Bauarbeitern aufgehalten. Allerdings war die Straße oder was davon übrig geblieben bzw. schon vorhanden war zum Teil sehr schwierig zu befahren. Immer wieder steckten wir in Sand oder dickem Kies fest. Wir hatten uns jedoch vorgenommen, bis Villa Amengual zu fahren, um nach mehreren Campingnächten mal wieder in einem Bett schlafen zu können. An manchen Stellen erschien der Gedanke unmöglich, in Kürze solle eine normale Fahrbahn durch die engen Kurven führen. Auf breiter Front wurde gesprengt und eingeebnet.

Ziemlich gerädert erreichten wir Villa Amengual. An diesem Tag hatten wir zwei Familien mit kleinem Kind im Anhänger überholt. Wir fragten uns beide Male, ob der Kleine wohl auch so

viel Spaß an dieser wirklich holprigen Straße habe, wie seine fahrradbegeisterten Eltern?! Im kleinen Villa Amengual nahmen wir die erste Hosteria, die wir sahen. Das Zimmer – das günstigste unseres Aufenthaltes in Chile (2.500 chilenische Pesos) war zwar abenteuerlich, aber da ich die Hosteria betrat, als gerade ein paar Bauingenieure um dem Tisch saßen und sowohl das duftende Essen als auch die chaotisch-gemütliche Atmosphäre mich einlud, blieben wir. Um ins Zimmer zu kommen, mussten wir durch eine große begehbare Speisekammer laufen, in der ein paar Schweinehälften hingen. Danach verließ man das Zimmer, trat hinter das Haus, hielt sich rechts auf ein paar Wellblechen auf dem Boden und gelangte zur Zimmertür. Man fühlte sich jedoch keineswegs vom Leben im Haus ausgeschlossen oder abgesondert, dafür sorgte ein Sichtfenster zwischen unserem Gästezimmer und einem anderen. Hungrig wie die Wölfe stürzten wir uns auf ein echtes Bauarbeiteressen. Noch nie hat verkochte Nudelsuppe und Schuhsohlenfleisch so gut geschmeckt. Eine Coca-Cola dazu machte unser Glück perfekt! Wir kamen mit einem Ingenieur ins Gespräch, der uns erzählte, bis 2006 werde der ganze Abschnitt Chaitén – Coyhaique asphaltiert sein. Alle Projekte seien schon vergeben. Wir waren froh, dass wir die Carretera noch in ihrem ursprünglichen und dadurch abenteuerlicheren Zustand erleben konnten.

Am nächsten Tag werden wir von einem Brasilianer, der uns mit einem Jeep entgegenkommt, angehalten und um ein Foto gebeten. Er freut sich selber sehr über seine Idee und erzählt uns, wir sollten auch mal nach Brasilien fahren. Wir holen ein deutsches Pärchen ein, Jane und Ingmar, die wir schon am Vortag getroffen hatten. Wir fahren mit Volldampf auf Mañihuales zu, dem nächsten Ort, in dem wir wieder Vorräte einkaufen wollten. Als wir den Beginn des Asphalt schon von weitem sehen, fahren Tim und ich ein kurzes Rennen bis auf die geteerte Straße. Tim gewinnt. Aber in dem Moment in dem er auf Asphalt kommt, entweicht schlagartig die Luft aus seinem Hinterrad. Seltsam, nach fast 400 Schotterkilometern! Nach unserer Mittagspause erwischt uns zum ersten Mal der patagonische Wind richtig. Im Pulk zu viert kämpfen wir dagegen an. Als wir am späten Nachmittag einen schönen Sandstrand am Rio Mañihuales entdecken, zögern wir nicht lange und bauen unsere Zelte geschützt von einem Sauce-Baum auf. Da es noch so warm ist, springen wir alle in den Fluss. Anschließend genießen wir einen geselligen Abend mit Lagerfeuer und Mate.



Foto 38: Unterwegs auf der Carretera Austral

Die restlichen 70 Kilometer nach Coyhaique radeln wir auch wieder bei perfektem Wetter. Ausnahmsweise zeigt sich der Wind gnädig und schiebt uns ordentlich an. Vor allem auf der letzten Steigung vor Coyhaique ist es ein großer Spaß, mit solch kräftiger Unterstützung den Berg hinauf zu strampeln! Der erste Blick auf Coyhaique von oben ist beeindruckend, die Lage am Fuße eines imposanten Berges inmitten karger Vegetation macht fast stutzig. Erst jetzt fällt uns auf, dass sich die Landschaft stark verändert hat. Schroffer, nackter, kälter. Patagonischer, scheint es uns.

Coyhaique ist nicht nur das Versorgungszentrum der XI. Region, sondern bietet anscheinend auch uns Fahrradfahrern die nötige Infrastruktur. Wir treffen nicht nur Stefan (mit dem Ziel,

der erste Rumäne zu sein, der in Ushuaia mit dem Fahrrad ankommt) wieder, den wir Silvester in Castro auf Chiloé kennengelernt haben. Viel überraschender ist noch, dass wir Esiol wieder sehen, den Italiener, den wir vor Monaten in Uyuni in Bolivien getroffen hatten.

Nach einem Schlaf-, Ess-, Wasch- und Internettag sind wir dann auch wieder startklar für die nächsten 120km Carretera Austral bis Puerto Ibañez am Lago General Carrera. Zunächst bläst uns der Wind über die Straße in Richtung Nationalpark Cerro Castillo. Tim erreicht seine Höchstgeschwindigkeit von 68km/h. Leider zwingt uns der Straßenverlauf zu einem Richtungswechsel, so dass wir den Wind dann auch frontal abbekommen. So schlagen wir unser Zelt nach ein paar sehr anstrengenden Kilometern auf dem offiziellen, gut ausgestatteten Campingplatz des Nationalparks auf. Wir befinden uns auf ca. 1.000 Höhenmetern. Der Abend ist kalt, so dass wir uns trotz Lagerfeuers zeitig in unsere Schlafsäcke verziehen, auch mit dem Hintergedanken, durch frühes Aufstehen dem Wind zumindest eine Zeit lang zu entkommen.

Die fehlenden 20km zum höchsten Punkt der Cuesta Ibañez (auf 1.120 Höhenmetern) schaffen wir tatsächlich gut und fast ohne Wind. Wir treffen François, einen Schweizer, der bereits 20.000km auf dem Fahrrad hinter sich hat. Er begann seine Reise in Kalifornien. Wir fuhren die nächsten zwei Tage zusammen und irgendwann stellte sich heraus, dass wir auch ihn schon einmal getroffen hatten. Er war ebenfalls im Hause von Eric Savard in Los Andes und verabschiedete sich genau zu dem Zeitpunkt, in dem wir dort eintrafen, so dass wir ihn nur flüchtig sahen. Um ihn rankt eine Legende: er fuhr über den Salzsee von Uyuni und in die dahintergelegene Altiplano-Wüste und wäre dabei fast ums Leben gekommen. Seine Erzählung nach überlebte er nur, weil er Schnee auf einem Berg fand, den er schmelzen konnte. Er war den falschen Jeepspuren gefolgt und nicht rechtzeitig umgekehrt. Glücklicherweise wurde er von einem LKW aufgehabelt, der ihn in langer Fahrt in die Nähe von Uyuni zurückbrachte. Er sagte, er habe schon darüber nachgedacht, einen Brief für seine Eltern zu schreiben, so dass sie benachrichtigt würden.

Von den Serpentinaen der Cuesta Ibañez hatten wir einen tollen Ausblick auf die schroffen, zerklüfteten Felsnadeln des Cerro Castillo. Die Straße, die nach Puerto Ibañez führte, war sehr schlecht, aber da der Wind wieder kräftigst von hinten schob, kamen wir gut voran. Zum Teil war der Wind so stark, dass er uns seitwärts von der Straße trieb. Aufgewirbelte Kieselsteine prasselten uns immer wieder an die Waden. Kurz vor dem Ort zwang uns die Straße zum Teil, gegen den Wind zu fahren. Ich musste immer wieder absteigen, um das Rad neu auszurichten und weiter gegen den Wind anzukämpfen. Im Ort selber wurde der Wind auch nicht besser. Der Wind blies und blies. Nicht gleichmäßig, sondern böig, aber immer mit gewaltiger Wucht. Der Lärm, den er verursachte, fanden wir anstrengend. Man konnte sein eigenes Wort nicht verstehen. Kaum sagte man etwas, trug der Wind die Worte mit Höchstgeschwindigkeit fort. Wir fragten uns immer wieder, wieso Leute wohl an so einem furchtbaren Ort wohnen wollten. Auf unsere Fragen, ob der Wind immer so kräftig sei, erhielten wir als Antwort: "Nur im Sommer!" Aber wir denken, dass der Winter so tief im Süden kaum so schön sein kann, dass er den stürmischen Sommer wettmacht. Wir verbrachten den Samstagnachmittag mit Warten, denn am nächsten Morgen sollte uns das Boot nach Chile Chico auf dem anderen Ufer des Lago General Carrera bringen. Wir kämpften uns schon am Vortag durch den Wind hindurch zur Ablegestelle, um sicherzugehen, dass das Boot auch fahren würde. Wir hatten keine Lust, länger als nötig in Puerto Ibañez zu bleiben.

Die Fähre fuhr! Der Besitzer unserer Hosteria sagte beim Frühstück, der Wind sei ungewöhnlich heftig. Aber dennoch fuhr die Fähre. Der Lago General Carrera (d.h. der chilenische Teil dieses Sees, den Chile und Argentinien sich teilen) hat steile Ufer, da er gesäumt ist von relativ hohen Bergen. Dies und seine west-östliche Lage führt dazu, dass der Wind, der in diesen Breitengraden immer von Westen kommt, wie in einem Windkanal beschleunigt und verstärkt wird. Der erste Abschnitt der Überfahrt war angenehm. Wir genossen die Aussicht auf das grün-bläulich schimmernde Wasser und die eigenartigen Farben und Formen der umliegenden Felsen und Berge. Als wir jedoch den relative geschützten Uferbereich verließen und über den offenen See kreuzten, schaukelte das Boot

stark. Wir verzogen uns auf die Brücke, da es uns viel zu gefährlich erschien, im Ladebereich der Fähre zu bleiben. Wir rechneten jeden Moment damit, dass bei dem hohen Wellengang der LKW und die Jeeps ins Rutschen kämen. Unser ungutes Gefühl wurde nicht besser, als ein besoffener Chilene sich über die Reling beugte und schrie: „Wir werden alle sterben!“ Wir suchten uns tatsächlich schon das Plätzchen auf dem Boot, von dem wir meinten, wir würden am besten vom Boot ins Wasser kommen, sollte es kentern! Angesichts der sehr niedrigen Wassertemperatur war diese Aussicht alles andere als verlockend. Tim prüfte sogar schon die Befestigung einer der Rettungsinseln – diese erschien viel zu gut befestigt, als dass man sie im Notfall aufbekommen hätte. Wir erreichten das andere Ufer jedoch ohne Zwischenfälle. François, der ohnehin seekrank-gefährdet ist, brauchte erst mal eine halbe Stunde, bis er wieder ins Gleichgewicht zurückgefunden hatte. Er schwor, er würde nie wieder auf ein Boot steigen.

In Chile Chico verließen wir Chile wieder und reisten über Los Antiguos in Argentinien ein. In Los Antiguos wurde gerade „La fiesta nacional de la cereza“ – das nationale Kirschenfest gefeiert. Der Wind schien nicht mehr so fies zu blasen und der sonnige Tag wirkte richtig freundlich. Wir verließen den Ort über die Asphaltstraße in Richtung Perito Moreno. Die folgenden 60km waren ein Traum: mit ordentlichem Rückenwind flogen wir nur so dahin über die glatte Straße, die lediglich kleine Steigungen hatte. Links der Straße lag lange Zeit der türkisfarbene Lago Buenos Aires (der argentinische Teil des Lago General Carrera). Das Licht war gleißend und die Vegetation steppenartig. Auf der Straße fanden wir immer wieder tote Gürteltiere.

Highlights in Patagonia Argentina (Gletscher Perito Moreno und Cerro Fitz Roy)

Uns gefiel El Calafate wenig. Um aber den monumentalen Gletscher Perito Moreno zu sehen, blieb uns nichts anderes übrig, als in dieser ausschließlich vom Tourismus lebenden Retortenstadt Station zu machen. Einzig und allein die hervorragende Schokolade, die dort in unzähligen Läden angeboten wurde, versöhnte uns mit der Stadt. Am schwersten fiel uns die Umstellung vom Fahrrad-Individualtourist zum ganz normalen Tourist. Wir fuhren nämlich mit einem Kleinbus zum Gletscher, da die Aussicht, 80km genau gegen den Wind zu fahren, um dann die gleiche Strecke zurückzufahren, wenig motivierend war. Schon im Bus bereuten wir diese Entscheidung, da wir wie alle anderen im Bus sehr müde wurden. Mit dem Fahrrad hätten wir den Nationalpark Los Glaciares ganz anders wahrgenommen... Aber als wir den Gletscher vor uns auftauchen sahen, waren all diese Überlegungen vergessen. Wir waren einfach begeistert von dem Naturschauspiel, das sich uns bot. Der Gletscher wird gespeist aus der südlichen Inlandeiskappe auf argentinischem und chilenischem Territorium und ist heute der einzige Gletscher weltweit, der nicht kleiner wird. Seine vordere Front erstreckt sich über mehrere hundert Meter Länge über den Lago Argentino. In der Mitte bewegt er sich ca. 1.5m pro Tag nach vorne. An den Seiten kommt er mit 0,7m pro Tag langsamer voran. Alle vier Jahre ungefähr berührt der Gletscher das gegenüberliegende Ufer und schließt damit den einen Arm des Sees ab. Da dieser Arm keinen Ablauf durch einen Fluss hat, staut sich das Wasser auf und steigt an, bis der Druck des Wassers auf den vorderen Teil des Gletschers zu stark wird und diesen absprengt. Den Schilderungen nach muss es sich dabei um ein sensationelles Naturschauspiel handeln! Aber auch ohne diese „Natursprengung“ ist der Anblick einmalig! Die 40m hohe Eiskante leuchtet in fabelhaften Blautönen. Immer wieder brechen kleinere oder auch größere Eisbrocken ab und erzeugen erst lautes Krachen, dann Getöse beim Eintauchen ins Wasser. Wir fuhren auf einem Boot an der Nord-Flanke des Gletschers vorbei – in sicherer Entfernung, da beim Abbruch größerer Brocken hohe Wellen entstehen können.



Foto 39: Gletscher Perito Moreno

Mit dem immer ausgebuchten Bus machten wir uns auf den Weg ins immer ausgebuchte El Chaltén. Dieser Ort am Fuße des Cerro Fitz Roy und Cerro Torre wurde erst 1987, als „Basislager“ für Trekker und Bergsteiger gegründet. Einen Stadtplaner hat man offensichtlich nicht zu Rate gezogen – der Ort ist seltsam auseinander gezogen angelegt. Der Cerro Fitz Roy (übrigens: der Berg des „Patagonia“ Logos) ist einer der am schwierigsten zu besteigenden Berge der Welt. Wir kamen in einer regnerischen und stürmischen Nacht dort an. Da wir kein Hotelzimmer reserviert hatten, blieb uns bloß der Campingplatz übrig. Wir verbrachten die windigste Zeltnacht unserer Reise und taten dabei kaum ein Auge zu, ständig in der Erwartung, dass der Wind uns das Zelt zerfetzen und um die Ohren hauen würde. Der Regen hörte nicht auf. Von den Bergen war nichts zu sehen. Dicke Wolken hingen in und um El Chaltén. Am nächsten Tag beschlossen wir jedoch, nicht gleich die Segel zu streichen und noch einen Tag auszuharren – vielleicht würde sich das Wetter ja bessern. (Optimistisch gedacht! Wir haben von Bergsteigern gehört, die WOCHEN kartenspielernd im Base Camp verbracht haben, ohne einen Blick auf ihr ersehntes Ziel zu erhaschen. Ein leidenschaftlicher Fan des Bergs versucht – so hörten wir – seit drei Jahren in seinem Urlaub die Besteigung. Jedes Mal reiste er bisher unverrichteter Dinge wieder ab – mit dem festen Entschluss, wieder zu kommen und den Cerro Fitz Roy letztendlich doch zu bezwingen.) In einer gemütlichen Jugendherberge ließ sich das miese Wetter auch besser aushalten. Ein gutes Steak hob unsere Laune weiter. Tatsächlich zeigte sich das Wetter am nächsten Tag gnädig und wir machten uns auf den Weg. „Weg“ ist gut – der Pfad zu den Camps am Fuß des Fitz Roy glich eher einer Autobahn. Teilweise war er einen halben Meter tief ausgetreten. Die gigantische Aussicht ließ uns aber die vielen anderen Wanderer und Touristen ignorieren, die sich auch auf dem Weg tummelten. Die gewaltigen Felsnadeln des Fitz Roy zeigten sich nur zögerlich – immer wieder hingen Wolken um die Spitzen herum. Wir genossen den Blick auf Gletscher und Schneefelder. Kurz bevor wir schon umkehren wollten, sahen wir das ganze Massiv befreit von Wolken!



Foto 40: Fitz Roy

Paso Aqua Negra

(Geschrieben von Tim) Die Entscheidung, den Paso Aqua Negra zu überqueren, fiel im äußersten Süden von Argentinien. Das Wetter, der Wind und die Aussicht, in Deutschland nach unserer Rückkehr noch einige kalte Monate durchstehen zu müssen trieben uns zu dazu, mit dem Flieger nach Mendoza zu fliegen, um von dort aus mit dem Bus über Santiago nach La Serena zurückzukehren. Mendoza überraschte uns. Eine schöne Stadt mit netten

Restaurants, viel gutem Wein und die große Überraschung – ein zufälliges Treffen mit zwei Münchner.

Der Weg nach Santiago führte uns über den Paso Bermejo. Diesen wollten wir bereits im Dezember mit dem Rad überqueren – meine Magenbeschwerden hielten uns aber davon ab. Jetzt saßen wir im Bus und fuhren über den 3.200 Meter hohen Pass. Die höchste Stelle des Passes lag im Tunnel – schade! So merkte man kaum etwas von der eigentlichen Überquerung. Auch war der Verkehr nicht gerade wenig. Mit dem Rad wäre es wohl kein Vergnügen gewesen, diesen Pass zu bezwingen.

Der Grenzübertritt nach Chile war eine reine Schikane. Das Gepäck wurde durchleuchtet, jeder musste seine Tasche identifizieren und wehe man hatte Lebensmittel oder sonstige „gefährliche“ Sachen dabei! Frau „strenge Oberlehrerin“ hätte eine Predigt losgelassen, die wahrscheinlich im Gefängnis geendet hätte. Bis alle Busse vor uns abgefertigt waren vergingen Stunden. In Santiago angekommen, versuchten wir noch einen Fahrradladen aufzutreiben, um meine leckende Federgabel passtauglich zu machen. Leider ohne Erfolg.

Von Santiago ging es dann spät abends weiter nach La Serena. Dort angekommen mussten die Vorräte für „DEN PASS“ aufgefüllt werden. Müsli, Müsliriegel, etwas Obst, Marmelade etc.

Das Schild kurz nach La Serena „Paso Aqua Negra 245 km“ machte uns deutlich, auf welches Unterfangen wir uns eingelassen hatten. 245 km sollte es nur bergauf gehen. Die ersten 100 km auf Asphalt, den Rest auf Schotter. Da wir die vergangene Nacht im Bus verbracht hatten, beendeten wir die erste Etappe bereits nach 20 km in El Molle. Ein Hotel, welches wir schon beim ersten Besuch im Elqui Tal entdeckten, lockte uns wieder an. Den Tag verbrachten wir am Pool und genossen die Ruhe vor dem Sturm. Abends gab es noch ein leckeres Abendessen auf dem Balkon, der Kocher wurde zum x-ten mal gesäubert, Wäsche gewaschen und alle Taschen neu gepackt.

Am nächsten Morgen ging es dann wirklich los. Bereits um 10 Uhr morgens brannte die Sonne erbarmungslos. Die Temperatur war schon weit über 30 Grad geklettert. Am liebsten wäre ich in den Stausee gesprungen – das „Baden verboten Schild“ hätte mich nicht abgehalten. Es war eher die Vorfreude auf den Pass, die uns weiter trieb. In Vicuña kauften wir weitere Vorräte (Benzin, Nudeln etc.) ein und holten bei der Polizei sehr wertvolle Auskünfte über den Weg über den Pass ein. Weiter ging es in Richtung „oben“. Kurz hinter Vicuña stoppte uns ein Kleinbus. Ein Haufen coole Typen sprangen aus dem Bus und boten uns erst mal ein Bier an. Wir lehnten dankend ab. Der Fernsehsender „Via X“ –der chilenische MTV-Kanal – war dabei, ein Bericht über „Ferien in Chile“ vorzubereiten. Tanja wurde verkabelt und erzählte die letzten drei Monate in Kurzform. Eine detaillierte Erklärung zur Ausstattung folgte – das perfekte product placement für unsere Fahrräder.



Foto 41: Interview für's Fernsehen

Nach etwa 20 Minuten ging es weiter. Immer bergauf. Autos kamen uns wenige entgegen, der Weg war gesäumt von Trauben – nur Brot gab es nirgendwo. Wir versuchten es in jedem Dorf, bei jedem Laden, in jedem „Restaurant“. Brot scheint da echt eine Mangelware zu sein. Dafür baumelten an unseren Lenker schöne rote große Trauben. Die einzigen Menschen die zu sehen waren, waren Zeitarbeiter, die bei der Weinlese halfen. Im letzten Dorf vor dem Pass und am Ende der Asphaltstrecke füllten wir die Wasservorräte auf und kauften den gesamten Keksbestand auf - von Brot war wieder keine Spur zu sehen.

Wir verließen die Zivilisation am späten Nachmittag. Nach 10 km Schotterpiste fanden wir ein schönes Zeltplätzchen unter einem Baum, direkt am Fluss. Hier blieben wir die Nacht über. Relativ früh ging es weiter. Immer am Fluss entlang durch ein recht enges Tal, dessen Wände steil nach oben ragten. Der Wind kam von hinten. Grün war inzwischen eine seltene Farbe geworden. Sand und Stein prägten das Landschaftsbild. Es war, als ob man zum Mond fahren würde. Plötzlich tauchte die chilenische Grenze (ca. 2.200 Höhenmeter) auf, ein für diese Landschaft futuristischer Bau inmitten von Felsen und Sand. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, wurde uns ein Platz zum Schlafen und die Küche angeboten. Zum Schlafen war es zu früh – zum Essen hingegen nicht. Anscheinend wollten die chilenischen Grenzer mit ihrer Gastfreundschaft uns an der Ausreise nach Argentinien hindern. 10 Meter hinter der Grenze war die Polizei und überprüfte alle Dokumente auf ihre Richtigkeit. Auf den nächsten 800 Höhenmetern änderte sich nicht viel. Es ging mal steiler, mal weniger steil, aber immer nach oben. Die Landschaft war beeindruckend und die Zeit verging wie im Flug. Plötzlich standen wir vor einem quietschgelben Baucontainer. Ein freundlicher Bauarbeiter, der gerade seine Maschine putzte, bemerkte uns und bat unshineinzukommen, sie hätten einen Koch. So was ließ ich mir nicht zweimal sagen und schon saßen wir in einem geheizten Baucontainer mit einem großen Glas Limo vor uns umgeben von lauter Bauarbeitern. Der Nachmittag und Abend bestanden darin, ausführlich zu erklären, wo wir herkommen und hinwollen, was wir in Deutschland machen, wie viel wir verdienen, was der Mindestlohn in Deutschland ist, ob wir verheiratet seien etc.. „Der Koch“ war ein echter Scherzkeks („Mr Tim“) und konnte aus relativ einfachen Dingen ein gutes Abendessen zaubern. Aus der Kühltruhe, die mit einigen Stücken Eis gekühlt wurde, kamen unerwartete Sachen wie Bier, Marmelade, Wein etc.. So kamen wir zu einem warmen Abendessen und zu einer heißen Dusche auf fast 3.000 Meter Höhe. Unser Schlaflager war ein leerstehender Baucontainer. Auf eine Plastikfolie legten wir eine Decke, darauf die Isomatten und dann den Schlafsack – das Bett war fertig, wir hatten ein Dach über dem Kopf.

Nach einem herzhaften Frühstück verließen alle Arbeiter das Camp in Richtung Pass. Wir folgten – nur etwas langsamer per Rad. Die ersten 10 km begleitet uns wieder einmal ein Hund. Entlang des Ufers eines Stausees auf 3.200 Meter Höhe ging es weiter. Langsam aber sicher schraubte sich der Höhenmesser an die 3.500 Meter. Die Landschaft wurde immer unwirklicher. Der Wind frischte auf und blies uns manchmal fast vom Rad. Die Farben der Berge variierten von Rot, Braun bis Grün. Allerdings, Pflanzen gab es schon lange keine mehr zu sehen. Wir durchquerten die „Hasenebene“. Erste Wolken tauchten auf, die den tiefblauen Himmel nach und nach verdeckten. Und die Wolken wurden dichter. Auf knapp 4.000 Meter Höhe setzte dann auch der Hagel/Schnee ein. Der Wind, der über einen fast 6.000 Meter hohen Gletscher blies, war eiskalt und wurde nicht schwächer. Es war jetzt unmöglich geworden, noch an diesem Tag den Pass zu überqueren. Dafür waren wir zu langsam und der Pass war verdeckt von dunklen Wolken. Wir schauten uns nach den von den Arbeitern empfohlenen Plätzchen um. Allerdings versperrte uns ein reißen Bach den Weg. Wir mussten eine andere windgeschützte Stelle suchen, fanden aber keine. So stellen wir das Zelt in der Nähe des Weges auf. Ich malte mir schon aus, wie der Sturm stärker und stärker würde und uns dann in der Nacht das Zelt zerreißen würde, wir nur noch in den Schlafsäcken im Schneetreiben liegen und..... in einer solchen Situation kann man sich schon unangenehme Momente vorstellen – die Berge sind ja bekanntlich unberechenbar und das besonders auf 4.000 Meter Höhe. Da fiel uns wieder ein, dass die Bauarbeiter irgendwo zwischen uns und dem Pass sein mussten. Ich stellte mich an den Weg und keine fünf Minuten später kam auch schon die Rettung in Form eines weißen Wagens mit fünf Bauarbeitern und einer großen Ladefläche, auf der die Räder sicherlich Platz haben würden.

Sie boten uns gleich an, noch eine zweite Nacht bei ihnen zu bleiben und uns am nächsten Morgen bis zu der selben Stelle zu bringen. ALLE – selbst der Chef - packten an und innerhalb von 5 Minuten waren alle Einzelteile auf den Wagen geladen und es ging die 40 km wieder ins Camp. Im Auto wurde uns erst mal bewusst, welche Strecke wir an diesem Tage zurückgelegt hatten.

Abends gab es wieder viel zu trinken und zu erzählen. Am nächsten Morgen packten wir in aller Frühe alles auf den Wagen und los ging es bis zu der Stelle, an der wir am Vorabend eingesammelt wurden. Die Sonne lachte und vom Sturm war nichts mehr zu sehen. Vor uns lagen ca. 20 km und 800 hm. Normalerweise ist dies in einer Stunde zu machen – heute sollte es etwas länger dauern. Der erste steile Anstieg – eine geniale Abkürzung laut Bauarbeitern – war für uns kaum zu bezwingen. Wir schoben die Fahrräder so langsam wie möglich nach oben. Schritt für Schritt quälten wir uns den Hang hoch. Die zweite Abkürzung hätte bestimmt 10 km Weg gespart, wäre für uns aber zur reinsten Tortour geworden. Wir entschieden uns also für den 10 km langen Umweg. Die längere Strecke lohnte sich! Die imposanten 6.000er immer im Hintergrund, ging es in ein langes Tal hinein. Die ersten Büßerschnee-Felder kamen näher – Schnee, der vom Wind in die eigenartigsten Formen geblasen wurde und gleißend weiß, fast silberfarben wirkte. Die Ruhe hier oben war schon fast beängstigend. Als ob es nur uns beide gäbe. Die Vorstellung an eine große Stadt wie Santiago war skurril. Hier oben gab es einfach nichts. Keine Pflanze, kein Fernseher, keine Zeitung, keine Autos, kein Internetanschluss und der Job war auch so weit weg. Auf 4.500m machten wir die erste längere Pause, Nüsse, Müsliriegel und Rosinen. Die Vorfreude auf den Pass war groß. Seit drei Tagen radelten wir nur bergauf, um zum ersten mal im Leben diese Höhe mit dem Fahrrad zu erreichen. In den Alpen ist auf dieser Höhe an Fahrradfahren nicht mehr zu denken. Hier wären Eispickel und Steigeisen nötig. So langsam konnten wir erkennen, wo der höchste Punkt sein müsste. Die Höhenmeter und Kilometer kamen sehr langsam zusammen. Zu Fuß wäre man nicht langsamer gewesen. Wir stellten Rekorde im Langsamfahren auf, mit 3-4 km/h fiel man fast vom Fahrrad. Aber schnelleres Fahren wäre nicht möglich gewesen. Die Luft war zu dünn und die 40 Kilo auf dem Fahrrad einfach zu schwer. Der Höhenmesser ging mittlerweile nicht mehr so genau – Luftdruckschwankungen!. Wie sich nachher herausstellte, zeigte er 150 Meter weniger an und so kam es, dass plötzlich der höchste Punkt zum Greifen nahe war, obwohl eigentlich noch 200 Meter (1 Stunde) gefehlt hätten. Mittlerweile waren die Schneefelder keine Felder mehr sondern Wände. Sieben Meter hoch türmte sich der Schnee an der Strasse auf. Daneben sahen wir aus wie Zwerge.

Auf einmal wurde es flach und wir waren oben. Da standen wir nun und alles war vorbei! Wir hatten es geschafft. Es gab einige Schilder, aber keines, auf dem die Höhe und der Name des Passes stand.



Foto 42, 43 & 44: Fast ganz oben & "Endlich oben!"

Als wir gerade etwas essen wollten, kam sogar ein Auto vorbei – ein älterer Schweizer – der aber gleich weiter fuhr. Vermutlich Sauerstoffmangel. Der setzte bei Tanja wohl auch langsam ein. Ihr Erkältungskopfweg wurde nicht besser und so brachen wir auch bald auf, um wenigstens noch einen Schlafplatz unter 4.000 Meter zu finden. Aber es wollte nicht richtig runter gehen. Dazu kam ein unangenehmer Gegenwind, der das Runterfahren zur Qual machte. So etwas demotivierendes habe ich nur selten erlebt. Besonders nicht beim Bergabfahren! Der Wind wurde so stark und die Kopfschmerzen wohl auch, dass wir uns irgendwann in den Sand fallen ließen und nicht weiter wollten. Da lagen wir nun im Windschatten eines Steinhaufens und die Sonne knallte herunter. Wir waren nicht nur am Ende der Welt, sondern selbst auch ziemlich am Ende, da wir uns immer noch auf über 4.000 Meter befanden. Also bauten wir das Zelt auf und hofften auf weniger Gegenwind und steileren Strassen am nächsten Morgen. Nachdem ich dann glücklicherweise eine Wasserstelle gefunden hatte, konnte auch ich ruhig schlafen. Wir hatten alles, was wir brauchten.

Ausgeschlafen ging es am nächsten Morgen weiter bergab. Und dieses Mal richtig bergab. Da störte nicht einmal der Wind. Die 20 km bis zur Polizeistation vergingen wie im Flug. Die Zivilisation hatte uns schon fast wieder es fehlten nur wenige Kilometer bis zum nächsten Dorf. Die Strasse dorthin war gut ausgebaut, leicht abfällig, aber der Wind blies schon wieder kräftig. Windschattenfahren war wieder angesagt. Während einer kurzen Pause überraschten uns aggressive Bienen. Wir flohen regelrecht in Richtung argentinisches Grenzhäuschen, um den wildgewordenen Biestern zu entkommen. Im ersten Dorf nach vier Tagen gab es dann auch wieder etwas zu essen. Es war ein kleines Dorf mit staubigen Strassen, was die hier wohl den lieben langen Tag machen?

Das Ziel für diesen Tag war eigentlich ein Hotel mit einer Therme. Doch gefiel es uns dort nicht wirklich, und so ging es weiter gegen den Wind durch die trostlose Wüste bis Rodeo. Letztendlich erwischten wir einen Bus, der uns in vier Stunden nach San Juan brachte. Wir freuten uns auf ein gutes Abendessen in der Stadt!

Wir waren überwältigt von der Freundlichkeit, die uns entgegen gebracht wurde. Warum würden wir so etwas in Deutschland nie machen? Wildfremde Leute in unser Haus einladen, das Essen mit ihnen teilen, sie bewirten, als ob sie Könige wären, ihnen ein Platz zum Schlafen geben? Diese Frage beschäftigte uns immer wieder die nächsten Tage.

Chill out: Mendoza, Uruguay, Buenos Aires

Nach der erfolgreichen Überquerung des Agua Negra Passes genossen wir noch ein paar Tage im sommerlich heißen Mendoza. Eine Fahrradtour durch Maipu-Coquimbito ermöglichte uns die Besichtigung zweier schöner Weingüter (Cava del Conde, Felipe Rutini). Nach ein paar Tagen Stadtleben mit Shopping (wir konnten unsere wenigen T-shirts schon nicht mehr sehen!) und abends ausgehen, stiegen wir in den Bus nach Buenos Aires. Von dort überquerten wir mit der modernen und schnellen Buquebus-Fähre den Rio de la Plata. Nach drei Stunden waren wir schon in Montevideo. Aufgepasst: auch die Uruguayaner haben Panik vor Einreise der Fruchtfliege. Wir wurden bei Ankunft gefilzt und der Beamte entdeckte Schinken und Käse in unseren Taschen, woraufhin wir belehrt wurden. Obwohl wir nur sehr kurze Zeit im Koloss Buenos Aires verbracht hatten, kam uns die Hauptstadt Uruguays trotz ihrer Million Einwohner klein und relativ ruhig vor.

Ausgerechnet am Hitzerekordtag (offiziell angegebene, gefühlte Temperatur: 44 Grad Celsius!) Verließen wir Montevideo, um uns am Ufer des Rio de la Plata nach Punta del Este vorzuarbeiten. Da wir auch noch die Mittagszeit voll erwischten, kamen wir vorerst nur 20km weit bis Punta Carrasco, immer noch ein Teil Montevideos. Die Strecke entlang der nicht endenden 20km Strände von Montevideo war schön. In Punta Carrasco hielten wir uns längere Zeit in einem Restaurant auf, um etwas abzukühlen. Anschließend schleppten wir uns ein paar Kilometer weiter, um am nächsten Zugang zum Rio de la Plata in die kühlen Fluten zu springen. Der Sandstrand war so heiß, dass man kaum barfuss laufen konnte! Nach der

nur kurz anhaltenden Abkühlung schafften wir wieder nur ein paar Kilometer, bis wir wieder einkehrten, um einen Liter Coca-Cola in uns hineinzuschütten. Der heiße Tag endete für uns in Atlantida, einem netten Ferienörtchen an der Küste des Rio de la Plata. Da das Wetter unverändert heiß blieb, beschlossen wir lieber das Strandleben hier zu genießen, als uns über die Autobahn bei Hitze in Richtung der Bettenburg Punta del Este an der Öffnung des Rio de la Plata in den Atlantik zu quälen. Das Wasser des Rio de la Plata trägt eine Menge Sedimente aus dem argentinischen Mesopotamien und ist daher relativ braun. Die Wasserqualität ist jedoch gut (abgesehen von den Gewässern in der Nähe der großen Häfen Buenos Aires und Montevideo). Auf der Höhe von Atlantida wird das Wasser durchmischt mit Strömungen aus dem Atlantik und ist daher schon recht klar. Wir genossen ein paar angenehme Strand- und Sommertage, bevor wir uns auf den Weg nach Buenos Aires machten, von wo aus wir eine Woche später die Heimreise würden antreten müssen.

(Geschrieben von Tim) Dass wir etwas außerhalb wohnten, ist bei einer Stadt wie Buenos Aires überhaupt kein Nachteil. So konnten wir nach unseren diversen Ausflügen in die Stadt die Abende bei Freunden am Pool, beim Grillen oder beim Tischfußball im Garten verbringen. Die Tage selber verbrachten wir damit, dass wir uns die Füße in den Strassen von Buenos Aires fast wund liefen und die Kreditkarten ans Limit des Erträglichen brachten. Nach vier Monaten Shopping Abstinenz tat es mal wieder richtig gut, eine Jeans oder ein Paar Turnschuhe zu kaufen oder einfach mal in einem netten Restaurant auf der Strasse zu sitzen und das rege Treiben auf den Strassen zu beobachten. Die riesigen Shoppingmalls boten alles, was das Herz begehrt – und Eis gab es an jeder Straßenecke. Und das Schöne war, es war alles erschwinglich. Für Stunden liefen wir von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten oder gingen einfach der Nase nach dorthin, wo es uns am schönsten erschien. Wir besuchten Sehenswürdigkeiten wie La Boca, das farbenfrohe Armenviertel aus dem Diego Maradona kommt, das Ausgehviertel Recoleta mit dem berühmten Friedhof und Grab von Evita, das historische Zentrum mit der Casa Rosada, diverse Straßenzüge, Plätze, Denkmäler und Eisdielen. Wie einseitig wie unsere Beine in den letzten vier Monaten belastet hatten, merkten wir daran, wie uns die Beine am Abend wehtaten. Meist waren wir so fertig, dass wir uns nur noch in die Liegestühle setzten, Bier und Wein tranken und die letzten Urlaubstage genossen. Der letzte Ausflug ging in das Delta del Tigre. Tausende Kanäle laufen hier kreuz und quer durcheinander. Die Bewohner kommen nur mit Boten zu ihren Häusern und an vielen Stellen gibt es öffentliche Strände zum Baden. Dort verbrachten wir bei 35 Grad unseren letzten Urlaubsnachmittag, immer mit dem schrecklichen Gedanken im Hinterkopf: Morgen geht es zurück nach Deutschland - ob wir wollen oder nicht!

Sonstige Kuriositäten:

Schienenfahrzeug für Fahrradfahrer: Wir hörten von einem Fahrradfahrer, der sich in Bolivien ein Gerüst schweißen ließ, welches ihm ermöglichte, auf den Schienen der Eisenbahn zu fahren. Angeblich hatte dieses Gerüst eine Spurführung für die beiden Räder und eine Stütze, die auf der anderen Schiene aufsaß, und dadurch den Radler auf den Schienen hielt.

Weltumwanderer 2002-2012: Wir kamen uns mit unseren vier Monaten Urlaub oftmals vor wie Kurzurlauber, da fast alle Fahrradfahrer, die wir trafen, sehr viel länger unterwegs waren als wir. Nur ein deutsches Paar war mit 4 Wochen Urlaub kürzer unterwegs als wir. Alle anderen Radler berichteten von 12, 18 Monaten. Zwei Deutsche wollten erst zurückkehren, wenn das Geld alle sei. Sie rechneten mit 4 Jahren Reisezeit. Ein Kanadier war die Strecke Alaska-Bolivien gefahren. Er plante, bis Ushuaia zu fahren, von dort mit einem Frachter nach Kapstadt überzusetzen und von dort durch ganz Afrika und Europa zu radeln, um anschließend durch Russland fahren zu können. Er ging davon aus, dass zwei Jahre nicht ausreichen würden.

Der verrückteste Reisende war unserer Meinung jedoch ein Kanadier, der kurz vor seinem 45. Geburtstag beschloss, er müsse in seinem Leben noch einmal etwas besonderes unternehmen. Er fing an, um die Welt zu laufen. Wir hörten von ihm in Chile. Er war ein paar Tage vor uns im Haus von Eric Savard und lief von dort aus über den Paso Bermejo nach Argentinien. Er ist mit einem sportlichen Kinderwagen ausgerüstet, auf dem er knapp 30kg

Gepäck transportiert. Erst 2012 wird seine Rundtour um die Welt nach 10 Jahren Laufen beendet sein.

Busse in Santiago: Die wahrscheinlich gefährlichsten Straßen für Fahrradfahrer in Chile sind wohl die Straßen in Santiagos Innenstadt und da vor allem die Busspur. Die Busfahrer der gelben Linienbusse sind alle an ihren Einnahmen beteiligt. Daher fahren sie permanent ein Rennen um die lukrativsten Strecken bedienen zu können und, damit sie mehr einnehmen, versuchen sie ständig, schneller als die Kollegen zu fahren, die auch auf dieser Strecke unterwegs sind. Die Busse fahren also immer wieder wahnsinnig schnell und führen waghalsige Überholmanöver durch. Hinzu kommt, dass viele der Busfahrer noch nicht einmal einen Führerschein besitzen! Die Busspur ist für Fahrradfahrer also keine gesunde Option. Wir empfehlen den äußersten linken Straßenrand!

Unsere Tour in Zahlen

Gefahrene Kilometer:	ca. 4.000km
Verhältnis Schotter : Asphalt:	2:1
Haarschnitte:	4
Tage krank im Bett:	2.5
Zelten am Pazifikstrand:	3
Brenzlige Hundeattacken:	1
Plattfüsse:	4
Maximal-Geschwindigkeit:	68km/h
Fernsehinterviews:	2
Durchquerte Flüsse:	6 (nur Flüsse, bei denen wir absteigen mussten)

Bolivien in Zahlen

Billigstes Essen:	12Bolivianos (1.50€) (1 Suppe, 1 Teller Huhn & Pommes, 2 0.6l Coca-Cola)
Billigste Nacht:	15Bs (1.91€)
2.5h Fahrradreparatur:	25Bs (3,19€)
Frisör Tim:	8Bs (1,02€)
Tankfüllung eines Bolivianers:	7Bs (0,89€)
Fahrradfelge aus Stahl:	45Bs (5,74€)